Die neue Magdalena.

Dritter Band.

Die neue Magdalena.

Roman

von

Wilkie Collins.

Aus dem Englischen.

Autorisirte Ausgabe.

Dritter Band.

Wien. Pest. Leipzig.
A. Hartleben's Verlag.
1873.

II.

Mablethorpe-House.

(Fortsetzung.)

Neunzehntes Capitel.

Der Brief Lady Janet's.

Hier verlassen wir Lady Janet und Horace Holmcroft und kehren wieder in das Bibliothekzimmer zu Julian und Mercy zurück.

Es war schon einige Zeit vergangen — und, wie es den in banger Erwartung Harrenden schien, eine ziemlich lange Zeit, seitdem der Wagen mit Grace Roseberry davongerollt war. Die Minuten verrannen, und noch immer nicht ließ sich der verhängnißvolle Tritt Horacens auf dem Marmorpflaster der Vorhalle vernehmen. Ohne Uebereinkunft vermieden es doch Julian und Mercy in gleicher Weise, den einen Gegenstand, der sie jetzt Beide gemeinsam betraf, zu berühren. Während nun ihre Gedanken in Lady Janet's Zimmer weilten und sich umsonst bemühten den Inhalt der dort statt-

findenden Unterredung zu errathen, versuchten Beide über allerlei gleichgiltige Dinge zu sprechen; — allein, so oft sie damit begannen, so oft gerieth das Gespräch wieder in's Stocken. Da, als abermals eine lange und letzte Pause eingetreten war; ereignete sich Etwas. Die Thüre, die aus der Vorhalle in's Zimmer führte, wurde plötzlich leise geöffnet.

War es Horace? Nein, — auch jetzt nicht. Es war blos Mercy's Zofe, die jetzt in der Thüre stand.

„Die Lady sendet Ihnen nebst ihrem Gruß dieses hier; wollen Sie so gut sein, es gleich zu lesen?"

Bei diesen Worten zog das Mädchen aus ihrer Schürze den zweiten Brief hervor, welchen Lady Janet an Mercy geschrieben hatte, und welcher, höchst eigenthümlich, von einem mit einer Stecknadel zusammengehaltenen Streifen Papier umschlossen war. Mercy löste denselben los und fand auf der inneren Seite einige in größter Eile von Lady Janet mit Bleistift hingeschriebene Zeilen. Sie lauteten:

„Versäumen Sie keinen Augenblick, um meinen Brief zu lesen. Und merken Sie dies; wenn H. zu Ihnen kommt, — begegnen Sie ihm mit fester Haltung: sagen Sie ihm Nichts."

Nach den warnenden Worten, welche Julian

zu ihr gesprochen, war Mercy keinen Augenblick im Zweifel was diese sonderbare Mittheilung zu bedeuten habe. Anstatt den Brief sofort zu eröffnen, rief sie die Zofe an der Thüre zurück. Julian's Argwohn, mit welchem er jeden unbedeutenden Vorgang im Hause be; achtete, war nunmehr auch auf sie übergegangen. „Warten Sie!“ rief sie ihr zu. „Ich begreife nicht, was oben vorgehen mag; ich muß Sie Etwas fragen.“

Die Dienerin kehrte zurück — jedoch nur widerstrebend.

„Wie wußten Sie, daß ich hier bin?“ forschte Mercy.

„Die Lady sandte mich schon vor einer Weile mit diesem Brief nach Ihrem Zimmer, Miß. Sie waren nicht da; so legte ich ihn auf Ihren Tisch —“

„Das verstehe ich. Aber wie kamen Sie dazu, mir den Brief hieher zu bringen?“

„Die Lady hat nach mir geklingelt, Miß. Ehe ich jedoch an ihrer Thüre geklopft hatte, kam sie selbst in den Corridor heraus, dies Stück Papier in der Hand —“

„Um Sie nicht in ihr Zimmer eintreten zu lassen?“

„Ja, Miß. Die Lady schrieb dann Etwas sehr eilig auf das Papier und befahl mir, dasselbe mit einer Stecknadel um den Brief, den ich auf Ihrem Zimmer

gelassen hatte, zu befestigen; dann sollte ich Beides Ihnen überbringen, jedoch ohne daß mich Jemand sähe. Sie finden Miß Roseberry im Bibliothekzimmer, hatte die Lady gesagt. Machen Sie schnell, schnell! Es ist kein Augenblick zu verlieren! Das waren ihre Worte, Miß."

„Haben Sie vorher, ehe Lady Janet herauskam, irgend etwas im Zimmer drinnen gehört?"

Die Dienerin zögerte und blickte auf Julian.

„Ich weiß nicht, ob ich es Ihnen sagen soll, Miß."

Julian machte Miene, fortzugehen. Mercy hielt ihn mit einer Handbewegung zurück.

„Durch mich, das wissen Sie, werden Sie deshalb in keine Unannehmlichkeiten kommen," sprach sie zur Zofe gewendet. „Und vor Mr. Julian Gray brauchen Sie ebenfalls keine Angst zu haben."

Nach dieser Versicherung begann die Zofe:

„Um die Wahrheit zu sagen, Miß, vernahm ich in dem Zimmer der Lady die Stimme Mr. Holmcroft's; nach dem Klang zu urtheilen, war er sehr erzürnt. Mir kam es vor, als seien Beide erzürnt gewesen — Mr. Holmcroft und die Lady." Sie wandte sich zu Julian. „Und gerade, ehe die Lady herauskam, Sir, hörte ich Ihren Namen nennen — als wären Sie der Gegen=

stand ihres Streites gewesen. Ich kann nicht genau sagen was es war; ich hatte keine Zeit, um zuzuhören. Uebrigens habe ich nicht gehorcht, Miß; die Thüre stand halb offen; und es wurde so laut gesprochen, daß man hören mußte, ob man wollte oder nicht."

Es war jetzt unnöthig, die Dienerin noch länger aufzuhalten. Mercy verabschiedete sie und wandte sich an Julian.

„Weshalb mögen sie sich Ihretwegen gezankt haben?" fragte sie.

Julian deutete auf den uneröffneten Brief in ihrer Hand.

„Die Antwort auf diese Frage dürften Sie wahrscheinlich da finden," sagte er. „Lesen Sie den Brief, so lange Ihnen der Augenblick noch günstig ist; und wenn ich Ihnen rathen darf, thun Sie es sofort."

Mit eigenthümlichem Widerstreben erbrach sie die Umhüllung des Briefes. Der Muth entsank ihr, als sie die Zeilen las, in welchem Lady Janet als „mütterliche Freundin" ihr befahl, das Bekenntniß, welches sie aus Gerechtigkeit und Wahrheitsliebe zu machen sich verpflichtet hatte, zu unterdrücken. Ein leiser Ausruf der Verzweiflung entrang sich ihrer Brust, als sie erkannte, wie unverdient grausam sie die neue Verwicklung traf. „O, Lady Janet, Lady Janet!" dachte sie, „die einzige Prüfung, die

mein hartes Schicksal mir bisher noch erspart hatte — Sie legen sie mir jetzt auf!"

Sie gab Julian den Brief. Er nahm ihn schweigend. Sein bleiches Gesicht wurde noch bleicher, während er ihn las. Voll mitleidiger Theilnahme ruhten seine Augen auf ihr, als er ihn ihr zurückgab.

„Für mich," sagte er, „werden hier durch Lady Janet selbst alle Zweifel gelöst. Ihr Brief sagt mir, nas sie von Horace wollte, als sie ihn rufen ließ, und weshalb mein Namen zwischen ihnen erwähnt wurde."

„Sagen Sie es mir!" rief Mercy erregt.

Julian antwortete nicht gleich; erst ließ er sich neben ihr auf seinen Stuhl nieder und deutete auf den Brief.

„Hat Lady Janet Sie in Ihrem Entschluß wankend gemacht?" fragte er.

„Sie hat mich darin bestärkt," antwortete Mercy. „Sie hat meinen Gewissensbissen noch eine neue Bitterkeit hinzugefügt."

Es war nicht hart gemeint gewesen; aber in Julian's Ohr klang diese Antwort hart. Sogleich regte sich der Edelmuth in ihm; diese stärkste Seite seines ganzeg Wesens: Er, der früher in Mercy das Bewußtsein der Berechtigung und Pflicht zur Schonung ihres eigenen

Wesens erweckt hatte, glaubte diese jetzt auffordern zu müssen, daß sie Lady Janet schonend beurtheile. Mit überredender Sanftmuth legte er, sich im Stuhl näher rückend, seine Hand auf ihren Arm.

„Beurtheilen Sie sie nicht hart," sagte er. „Sie hat Unrecht daran gethan, entschieden Unrecht, indem sie, freilich ohne Arg und Falsch, Sie in Versuchung geführt hat. Jedoch, ist es edel, — ist es selbst nur gerecht — sie in diesem Fall wie für ein wohlüberlegtes Vergehen verantwortlich zu machen? Sie steht am Abend ihres Lebens; sie kann nicht von Neuem Gefühle der Zuneigung in sich erwecken. Sie sind ihr unersetzlich. Betrachten Sie ihre Lage in diesem Lichte, so werden Sie erkennen, wie ich es erkenne, daß nicht niedrige Gründe sie verleitet haben. Denken Sie an ihr wundes Herz, an ihr ödes Leben — und sagen Sie sich selbst vergebungsvoll, sie liebt mich!"

Mercy's Augen füllten sich mit Thränen.

„Ich sage es mir!" antwortete sie. „Nicht vergebungsvoll — denn der Vergebung bedarf Ich. Ich sage es mir mit dankbarem Gemüth, wenn ich an sie denke — mit Schmerz und Beschämung, wenn ich an mich denke."

Zum ersten Mal faßte Julian ihre Hand. Sein

Blick, frei von jeder Schuld, haftete auf ihrem niedergeschlagenen Gesicht. Er sprach zu ihr, wie er in jener denkwürdigen Stunde, in der sie ein neues Wesen wurde, zu ihr gesprochen hatte.

„Ich kann mir keine härtere Prüfung denken,“ sagte er, „als die, welche Sie jetzt zu bestehen haben. Die Wohlthäterin, der Sie Alles verdanken, verlangt von Ihnen Nichts als Schweigen. Das Geschöpf, dem Sie das Unrecht zugefügt, ist nicht mehr da, um die Stimme Ihres Gewissens zu verstärken. Selbst Horace wird, wenn ich mich nicht ganz irre, auf die Erklärung verzichten, die Sie ihm versprochen. Die Versuchung, Ihre falsche Stellung hier im Hause beizubehalten, ist, ich kann es nicht anders sagen, nur zu unwiderstehlich. Schwester, Freundin! Können Sie noch meinen Glauben an Sie rechtfertigen? Wollen Sie noch die Wahrheit bekennen, und zwar nur um dieser selbst willen, nicht aus Furcht vor Entdeckung?“

Sie hob den Kopf empor; in ihren großen, grauen Augen lag wieder der milde, stetige Glanz fester Entschlossenheit. Ihre tiefe, weiche Stimme antwortete ihm ohne zu stocken.

„Ich will es!“

„Wollen Sie Jener, der Sie Unrecht gethan,

Gerechtigkeit widerfahren lassen; — trotzdem sie eine Unwürdige ist; trotzdem sie jetzt nicht die Macht besitzt, Sie bloszustellen?"

„Ich will es!"

„Wollen Sie Alles, was Sie durch den Betrug gewonnen, der heiligen Pflicht der Sühne opfern? Wollen Sie Alles eher erdulden, selbst die Kränkung derjenigen, die Sie als eine zweite Mutter geliebt, die um Ihretwillen gefehlt hat — wollen Sie das eher erdulden, als Ihre eigene Entwürdigung?"

Ihre Hand umschloß fester die seine. Nochmals und zum letzten Mal antwortete sie:

„Ich will es!"

Bisher hatte seine Stimme noch nicht gezittert; jetzt versagte sie ihm. Er sprach die nächsten Worte in schwachem, lispelndem Tone — für sich; nicht zu ihr.

„Dem Himmel sei Dank für diesen Tag," sagte er, „an dem ich einem seiner edelsten Geschöpfe hilfreich die Hand bieten durfte!"

Eine leise Bewegung theilte sich, während er sprach, durch seine Hand der ihren mit. Wie ein Schauer durchdrang es ihre Glieder und verwob sich geheimnißvoll mit den feinsten Fäden ihres Empfindens; unver-

merkt erschloß es ihr Herz dem ersten dunklen Ahnen jenes Gefühls, das sie in ihm erregt hatte. Ein schwacher Anflug von Röthe, eben durch seine Schwäche reizend, schlich sich ihr über Gesicht und Nacken. Ihr zitternder Athem wurde rascher und rascher. Sie zog ihre Hand aus der seinen und seufzte, als sie sich von ihrer Berührung befreit hatte.

Er stand plötzlich auf und verließ sie; wortlos und ohne sie anzusehen, schritt er langsam das Zimmer hinab. Als er sich umwendete und zu ihr zurückkehrte, hatten seine Züge wieder ihren früheren Ausdruck gewonnen. Er war seiner Bewegung Herr geworden.

Mercy sprach zuerst. Sie lenkte das Gespräch von sich ab auf die Vorgänge in Lady Janet's Zimmer.

„Eben erst sprachen Sie von Horace," sagte sie, „und zwar in einer Weise, die mich überrascht hat. Sie schienen zu glauben, daß er mir meine Erklärung erlassen würde. Ist das einer der Schlüsse, die Sie aus Lady Janet's Brief ziehen?"

„Ganz gewiß," antwortete Julian. „Sie werden diesen Schluß eben so richtig finden, wie ich, wenn wir für einen Augenblick nochmals auf die Entfernung Grace Roseberry's aus dem Hause zurückkommen."

Hier unterbrach ihn Mercy. „Können Sie denn

wissen," fragte sie, mit welchen Mitteln Lady Janet sie zum Fortgehen gebracht hat?"

„Ich mag es kaum gestehen," sagte Julian. „Aber eine Aeußerung im Briefe drängt mir den Gedanken auf, daß Lady Janet ihr Geld geboten, und daß sie es angenommen hat."

„O, das kann ich nicht glauben!"

„Kehren wir zu Horace zurück. Miß Roseberry ist fort; es bleibt für Lady Janet's Wünsche nur Ein Hinderniß, und das ist Horace Holmcroft."

„Wie so ist Horace ein Hinderniß?"

„Er ist dies aus dem folgenden Grunde. Er ist mit Ihnen verlobt und soll Sie in einer Woche heiraten. Lady Janet will ihn, wie überhaupt Jedermann, über die Wahrheit in Unwissenheit erhalten. Sie würde dies in jedem anderen Falle ohne Bedenken thun. Allein ihr angebornes Ehrgefühl läßt sich nicht ganz beschwichtigen. Sie kann, sie wagt es nicht, zuzugeben, daß Horace, unter der falschen Voraussetzung, Sie seien die Tochter des Obersten Roseberry, Sie zu seiner Gattin mache. Sie sehen das ein? Einerseits will sie ihn nicht aufklären und andererseits will sie ihn nicht blindlings das Bündniß eingehen lassen. Was soll sie in dieser schwierigen Lage thun? Ich sehe nur Einen Ausweg. Sie

muß Horace überreden — oder ihn dazu aufreizen — selbstständig zu handeln und aus eigenem Entschluß das Verhältniß zu lösen."

Mercy ließ ihn nicht weiter sprechen. „Unmöglich!" rief sie erregt. „Unmöglich!"

„Sehen Sie nochmals in Ihren Brief," versetzte Julian. „Er sagt Ihnen deutlich, daß Sie bei einer nächsten Begegnung mit Horace nichts Peinliches zu fürchten haben werden. Wenn Worte Etwas ausdrücken, so thun es diese, und zwar, daß er das Vertrauen, welches Sie in ihn zu setzen ihm versprochen haben, von Ihnen nicht begehren wird. Unter welchen Verhältnissen kann er jedoch davon abstehen? Nur dann, wenn Sie aufgehört haben, das erste und hauptsächlichste Interesse seines Lebens auszumachen."

Doch Mercy blieb fest. „Sie thun Lady Janet Unrecht," sagte sie.

Julian lächelte traurig.

„Versuchen Sie es," antwortete er, „die Sache von dem Standpunkt Lady Janet's aus zu betrachten. Meinen Sie, sie sieht in der Auflösung dieses Verhältnisses etwas für Sie Schimpfliches? Ich stehe Ihnen dafür, daß sie glaubt, Ihnen damit etwas Gutes zu thun. In einem gewissen Sinne wäre es dies auch; es

ersparte Ihnen die Beschämung eines demüthigenden Bekenntnisses und möglicherweise noch Aergeres, — daß der Mann, den Sie lieben, Ihnen den Bruch in's Angesicht erklärt. Nach meiner Meinung ist die Sache bereits entschieden. Ich habe Gründe, die mich glauben lassen, daß meine Tante ihre Absicht viel leichter erreichen wird, als sie vorher annehmen konnte. Horacens Charakter wird ihr dabei zu Hilfe kommen."

Unwillkürlich begann Mercy's Seele sich zu ihm hinzuneigen.

„Was meinen Sie mit Horacens Charakter?" forschte sie.

„Müssen Sie gerade mich das fragen," sagte er, sich von ihr zurückziehend.

„Ja, ich muß es."

„Ich denke aber, da ich von Horacens Charakter rede, an das unwürdige Mißtrauen, mit welchem er meine Theilnahme für Sie betrachtet."

Sie verstand ihn sogleich; ja mehr noch; sie bewunderte innerlich sein Zartgefühl, das seinen Gedanken in diese Worte kleidete. Kein Anderer hätte sie so zu schonen getrachtet; Jeder hätte deutlich gesagt, „Horace ist auf mich eifersüchtig."

Julian wartete nicht, bis sie ihm antwortete. Er fuhr rücksichtsvoll fort:

„Eben aus dem erwähnten Grunde wird es ein Leichtes sein, Horace zu einer Handlung aufzureizen, die er in ruhigen Augenblicken niemals begangen hätte. Bis vorhin, als Ihre Zofe mit Ihnen sprach, war ich — um Ihretwillen — entschlossen, mich vor seinem Erscheinen hier zurückzuziehen. Jetzt, wo ich weiß, daß auch mein Name in der Angelegenheit genannt worden und oben Veranlassung zu Unheil gewesen ist, fühle ich — abermals Ihretwegen — wie nothwendig es ist, daß ich Horace und seiner Stimmung Aug' in Aug' gegenübertrete, noch ehe Sie ihn sehen. Lassen Sie mich, wenn es möglich ist, ihn vorbereiten, daß er Sie höre, ohne weiter in seinem Herzen über mich Zorn zu empfinden. Wollen Sie, wenn er hierher zurückkommen sollte, nur für einige Minuten in's nächste Zimmer treten?"

In Mercy erwachte der Muth mit dem Anblick der Gefahr. Sie weigerte sich, die beiden Männer allein zu lassen.

„Halten Sie mich nicht für gefühllos gegen Ihre Güte," sagte sie. „Wenn ich Sie mit Horace allein lasse, so setze ich Sie einer Beleidigung aus; und das

thue ich nimmermehr. Weshalb bezweifeln Sie sein Zurückkommen?"

„Sein langes Ausbleiben macht mir dasselbe unwahrscheinlich, „erwiderte Julian. „Ich glaube, die Heirat ist gelöst. Vielleicht geht er fort, wie Grace Roseberry fortgegangen ist. Vielleicht sehen Sie ihn nie wieder."

Kaum war diese Meinung ausgesprochen, so wurde sie durch den Ankömmling selbst widerlegt. Horace öffnete die Thüre des Bibliothekzimmers.

Zwanzigstes Capitel.

Das Bekenntniß.

Er blieb an der Thüre stehen. Sein erster Blick galt Mercy, — Julian sein zweiter.

„Ich wußte es!" sagte er, mit einer krampfhaften Ruhe in seiner Haltung. „Hätte ich Lady Janet nur zu der Wette vermocht, hundert Pfund wären jetzt in meiner Tasche." Er näherte sich Julian; aus dem Hohn ward plötzlich finsterer Zorn. „Wollen Sie wissen, um was es sich bei der Wette gehandelt hat?" fragte er.

„Ich wollte lieber, daß Sie in Gegenwart dieser Dame sich zu beherrschen im Stande wären," antwortete Julian gelassen.

„Ich bot Lady Janet zweihundert Pfund gegen eines," fuhr Horace fort, „daß ich Sie hier finden

würde, um hinter meinem Rücken Ihre Bewerbung bei Miß Roseberry in's Werk zu setzen."

Mercy trat dazwischen, ehe noch Julian Etwas erwidern konnte.

„Wenn Sie nicht anders, als in beleidigendem Tone sprechen können," sagte sie, „so ersuche ich Sie, mit Mr. Julian Gray gar nicht zu sprechen."

Horace verbeugte sich gegen sie mit höhnischer Ehrerbietung.

„Bitte, seien Sie deshalb unbesorgt, — ich bin durch mein Wort gebunden, gegen Sie Beide die ängstlichste Artigkeit zu beobachten," sagte er. „Lady Janet hat mich erst dann von sich gelassen, als ich ihr versprach, in jeder Weise Ihnen gegenüber die äußerste Höflichkeit zu wahren. Was kann ich Anderes thun? Sie Beide, mit denen ich zu unterhandeln habe, sind Personen, die ein Vorrecht genießen — die Eine ein Geistlicher, die andere eine Frau. Den Geistlichen schützt sein Stand; die Frau ihr Geschlecht. Sie haben Beide vor mir einen Vortheil voraus und sind sich dessen bewußt. Ich bitte, mich zu entschuldigen, wenn ich diese Vorrechte vergessen haben sollte."

„Sie haben mehr als das vergessen," sagte Julian. „Sie haben vergessen, daß Sie durch Geburt ein Edel-

mann, durch Ihre Stellung ein Ehrenmann sind. Was mich betrifft, so verlange ich nicht, daß Sie sich meines Standes erinnern sollen — ich kehre diesen gegen Niemand hervor, — aber Ihrer Herkunft, Ihrer Stellung sollen Sie sich erinnern. Genug, daß Sie einen alten Freund, der seiner Pflicht gegen Sie, gegen sich selbst niemals untreu geworden, grausam und ungerecht verdächtigen. Aber Ihrer noch unwürdiger ist es, daß Sie solchen Verdacht in Gegenwart der Dame bekennen, welcher Sie durch eigene Wahl eine doppelte Achtung schuldig sind."

Er hielt inne. Einen Augenblick sahen beide Männer einander schweigend an.

Mercy, wie sie jetzt Beide betrachtete, konnte der sich von selbst aufdrängende Vergleich zwischen Julian's männlicher Kraft und Würde und Horacens weibischer Bosheit und Reizbarkeit unmöglich entgehen. Eine letzte warme Regung der Anhänglichkeit an den Mann, dem sie verlobt gewesen, trieb sie, Horace von Julian zu trennen, ehe er durch den Gegensatz, den er zu diesem bildete, in ihrer Achtung vollständig gesunken war.

„Um mit mir zu reden," sprach sie zu ihm, „warten Sie besser ab, bis wir allein sind."

„Gewiß," antwortete Horace mit höhnischem Lachen,

„wenn Mr. Julian Gray uns dazu die Erlaubniß giebt."

Mercy wendete sich gegen Julian; ihr Blick sagte deutlich, „bemitleiden Sie uns Beide und verlassen Sie uns!"

„Wollen Sie, daß ich gehe?" fragte er.

„Fügen Sie all der Güte, die Sie mir erwiesen, noch die Eine hinzu," antwortete sie. „Erwarten Sie mich in dem Zimmer dort."

Sie zeigte nach der Thüre, die in das Speisezimmer führte. Julian zögerte noch.

„Versprechen Sie mir, es mich wissen zu lassen, wenn Sie meiner nur im Geringsten bedürfen?" sagte er.

„Ja, ja!" Sie folgte ihm, indem er sich entfernte, einige Schritte und flüsterte ihm rasch zu, „lassen Sie die Thüre offen!"

Er gab keine Antwort. Als sie zu Horace zurückkehrte, trat Julian in's Speisezimmer. Das Eine, was er konnte, that er für sie: geräuschlos schloß er die Thüre; selbst ihrem feinen Ohr war es entgangen, daß er sie fest zugemacht hatte.

Mercy sprach zuerst, ohne abzuwarten, daß Horace es thäte.

„Ich habe Ihnen eine Erklärung meines Benehmens

zu geben versprochen," sagte sie mit unwillkürlich zitternder Stimme. „Ich bin bereit, zu halten, was ich versprochen."

„Bevor Sie dies thun, muß ich noch eine Frage an Sie richten," versetzte er. „Können Sie die Wahrheit sagen?"

„Ich warte darauf, die Wahrheit zu sagen."

„Ich will Ihnen dazu Gelegenheit geben. Sind Sie in Julian Gray verliebt, oder nicht?"

„Schämen Sie sich, eine solche Frage zu thun!"

„Ist das Alles, was Sie darauf antworten können?"

„Ich war Ihnen niemals untreu, Horace, nicht einmal in Gedanken. Wäre ich jemals nicht wahr gegen Sie gewesen, so fühlte ich meine jetzige Lage nicht so schwer, wie ich sie fühle und so, wie Sie sehen müssen, daß ich sie fühle."

Er lächelte bitter. „Ich habe meine eigene Ansicht von Ihrer Treue und seiner Ehrenhaftigkeit," sagte er. „Nicht in's nächste Zimmer ließen Sie ihn gehen, ohne ihm vorher noch Etwas zuzuflüstern. Das ist übrigens jetzt Nebensache. Sie wissen wenigstens, daß Julian Gray in Sie verliebt ist."

„Niemals hat Mr. Julian Gray auch nur ein Wort davon zu mir gesprochen."

„Ein Mann kann auch, ohne es in Worten auszudrücken, zeigen, daß er eine Frau liebt.“

Mercy fühlte, daß diesen Zumuthungen gegenüber ihre Geduld nicht mehr Stand hielt. Nicht Grace Roseberry hatte in so beleidigender Weise über Julian gesprochen, wie jetzt Horace. „Wer das von Mr. Julian Gray sagt, lügt!“ rief sie erregt.

„Dann lügt Lady Janet,“ gab Horace zurück.

„Lady Janet hat das niemals gesagt; sie wäre dessen gar nicht fähig!“

„Sie mag es vielleicht nicht mit so vielen Worten gesagt haben; aber sie hat es nie geleugnet, wenn ich es sagte. Ich rief ihr in's Gedächtniß, wie Julian, als er zuerst von meiner Verlobung mit Ihnen hörte, davon so überwältigt war, daß er kaum mehr gegen mich höflich sein mochte. Lady Janet war dabei und konnte es nicht leugnen. Ich fragte sie, ob sie seitdem irgend Zeichen eines vertraulichen Einverständnisses zwischen Ihnen Beiden bemerkt hatte. Sie konnte auch diese nicht leugnen. Ich fragte sie, ob sie Sie beisammen gefunden hätte. Sie hatte es; am heutigen Tage selbst und unter Umständen, die einen Verdacht rechtfertigen. Ja! ja! Blicken Sie nur zornig, so zornig Sie wollen! Sie wissen nicht, was oben vorgegangen ist. Lady Janet

will unser Verhältniß lösen — und weshalb? wegen Julian Gray."

In Bezug auf Julian hatte Horace gänzlich Unrecht. Aber in Bezug auf Lady Janet gab er nur die Worte wieder, mit welchem Julian selbst Mercy gewarnt hatte. Sie war betroffen, allein noch hielt sie ihre Ansicht fest. „Ich glaube es nicht!" sagte sie bestimmt.

Er trat einen Schritt näher und heftete seinen zornigen Blick forschend auf sie.

„Wissen Sie, weshalb mich Lady Janet rufen ließ?" fragte er.

„Nein."

„So will ich es Ihnen sagen. Lady Janet ist Ihnen eine zuverlässige Freundin; das ist nicht zu leugnen. Sie wollte mir mittheilen, daß sie in Betreff der angekündigten Erklärung über Ihr Verhalten sich eines Andern besonnen habe. „Bei reiflichem Nachdenken," sprach sie, „habe ich die Ueberzeugung gewonnen, daß es keiner Erklärung bedarf; ich habe meiner Pflegetochter den gemessenen Befehl ertheilt, sie darum aufzugeben." Hat sie dies gethan?"

„Ja."

„Nun, merken Sie wohl!" ich wartete, bis sie zu

Ende war, dann fragte ich, was ich denn damit zu thun hätte? Lady Janet hat eine gute Eigenschaft — sie spricht sich offen aus. Sie anwortete, ich solle ihrem Beispiel folgen. Auch ich sollte die Erklärung als unnöthig aufgeben und die ganze Angelegenheit fortan vergessen sein lassen. „Meinen Sie das im Ernst?" fragte ich sie. „Vollkommen." In diesem Fall muß ich Ihnen sagen, fuhr ich fort, daß Sie mehr fordern, als Sie vielleicht meinen — Sie fordern damit die Lösung meines Verhältnisses zu Miß Roseberry. Entweder sie giebt die Erklärung, die sie mir zugesagt, oder ich weigere mich, sie zu heiraten. Wie, glauben Sie, nahm Lady Janet dies auf? Sie preßte ihre Lippen zusammen, breitete ihre Hände aus, und ihr Blick sagte mir geradezu: „Thue, wie Du willst! Weigere Dich; mir macht das nichts!"

Er hielt einen Augenblick inne. Auch Mercy verharrte in Schweigen: sie ahnte, was kommen würde. Hatte sich Julian darin geirrt, daß er meinte, Horace werde das Haus verlassen, so war auch der Schluß unrichtig gewesen, daß Jener dort oben zur Lösung seines Verhältnisses angeregt worden sei.

„Verstehen Sie mich soweit?" fragte Horace.

„Vollkommen."

„So will ich Ihre Geduld nur mehr kurz in Anspruch nehmen,“ fuhr er fort. „Ich sagte zu Lady Janet, antworten Sie mir gütigst in klaren Worten. Bleiben Sie dabei, Miß Roseberry Schweigen aufzuerlegen? „Ich bleibe dabei,“ war ihre Antwort. „Es bedarf keiner Erklärung. Denken Sie so niedrig, um Ihre Braut zu verdächtigen, so bin ich so gerecht, an meine Pflegetochter zu glauben.“ Darauf erwiderte ich — und ich bitte Sie, wohl zu merken, was ich jetzt sagen werde — „es ist nicht recht von Ihnen, mir eine solche Denkungsart zur Last zu legen. Ich verstehe weder die vertraulichen Beziehungen, in denen sie zu Julian Gray steht, noch ihr Betragen gegenüber dem Polizeibeamten. Ich fordere es als mein Recht, in beiden Punkten die Wahrheit zu erfahren — es gebührt mir, der ich sie heiraten soll, die Wahrheit zu wissen!“ Das war meine Antwort. Mit allem Weiteren will ich Sie verschonen. Ich habe nur wiederholt, was ich Lady Janet sagte. Sie gebietet Ihnen, zu schweigen. Folgen Sie ihr, so bin ich es mir und meiner Familie schuldig, unser Verhältniß zu lösen. Wählen Sie nun zwischen der Pflicht, die Sie gegen Lady Janet, und der, die Sie gegen mich haben.“

Endlich war er seiner selbst Herr geworden. Er

sprach mit Würde und in dem Sinne, wie es ihm zukam. So wie er jetzt dastand, forderte er nur sein Recht.

„Ich hatte gewählt,“ antwortete Mercy, „als ich Ihnen oben das Versprechen gab.“

Sie wartete einen Augenblick ab; die Enthüllungen, die sie zu geben im Begriffe war, machten sie beben und raubten ihr fast die Beherrschung. Sie schlug vor seinem Blick die Augen nieder; ihr Herz pochte rascher und rascher — doch die Selbstbeherrschung behielt in ihr die Oberhand. Mit verzweifeltem Muth trat sie der unabweislichen Nothwendigkeit gegenüber. „Wenn Sie mich anhören wollen,“ fuhr sie fort, „will ich Ihnen nun sagen, weshalb ich darauf drang, daß der Polizeibeamte fortgeschickt werde.“

Horace erhob mahnend seine Hand.

„Halt!“ rief er. „Das allein ist es nicht.“

Seine thörichte Eifersucht auf Julian, er deutete ihre Erregung in verhängnißvoller Weise falsch, mißtraute ihr auch jetzt, da sie sprechen wollte. Sie hatte über die eine Frage — Einschreiten vor dem Diener der Gerechtigkeit — Aufklärung geben wollen; die andere Frage wegen ihrer Beziehungen zu Julian hatte sie wohlbedacht zu übergehen gesucht. Horace zog daraus sofort seine unedlen Schlüsse.

„Lassen Sie uns einander nur recht verstehen,“ sagte er. „Was Sie mir über den Grund Ihres Verhaltens in jenem Zimmer dort mitzutheilen haben, ist nur ein Theil Ihrer Verpflichtungen gegen mich. Sie haben sich auch noch wegen etwas Anderem zu verantworten. Haben Sie die Güte, lieber damit anzufangen.“

Sie blickte ihn mit unverstellter Ueberraschung an.

„Weswegen sollte ich mich noch weiter zu verantworten haben?“ fragte sie.

Er wiederholte, was er Lady Janet erwidert hatte.

„Ich habe Ihnen bereits gesagt,“ sprach er, „daß ich wissen will, in welchem Verkehr Sie mit Julian Gray stehen.“

Mercy stieg das Blut in die Wangen; ihre Augen glänzten vor Zorn.

„Reden Sie davon nicht,“ rief sie mit ausbrechendem Widerwillen. „Um Gottes willen setzen Sie sich nur in diesem Augenblick nicht in meiner Achtung herab!“

Dieses Appelliren an sein besseres Gefühl spornte nur noch seine Hartnäckigkeit an.

„Ich werde davon reden?“

Sie hatte sich vorgesetzt, Alles von ihm zu ertragen

— zur Strafe für den Betrug, dessen sie sich schuldig gemacht. Aber sie hätte kein Weib sein müssen, um in dem Augenblick, wo ihre bebenden Lippen die ersten Worte des Bekenntnisses sprechen wollten, — Horacens unwürdigen Verdacht gegen sie ruhig hinzunehmen. Sie erhob sich von ihrem Stuhl und blickte ihm fest in's Auge.

„Ich könnte mich und Mr. Julian Gray nur entwürdigen," sagte sie, „wenn ich Ihnen hierauf antwortete."

„Bedenken Sie, was Sie damit thun," versetzte er. „Aendern Sie Ihren Sinn, ehe es zu spät ist!"

„Sie haben meine Antwort bereits gehört!"

Diese entschlossenen Worte, dieser feste Widerstand schienen ihn rasend zu machen. Er packte sie ungestüm beim Arm.

„Sie sind falsch wie die Hölle," schrie er. „Zwischen uns ist es aus!"

Der laute, drohende Ton, mit dem er gesprochen, war durch die geschlossene Thüre in das Speisezimmer gedrungen. Die Thüre öffnete sich jetzt, und Julian trat wieder herein.

Er that eben den ersten Schritt, da klopfte es an der andern Thüre, die nach der Vorhalle führte. Ein Diener erschien mit einer telegraphischen Depesche

in der Hand. Mercy gewahrte sie zuerst. Es war die Antwort der Hausmutter auf den Brief, den sie in das Besserungshaus geschrieben hatte.

„Ist sie an Mr. Julian Gray?" fragte sie.

„Ja, Miß."

„Geben Sie sie mir."

Sie winkte dem Diener, sich zu entfernen und gab selbst Julian das Telegramm. „Es ist auf mein Ansuchen an Sie gerichtet," sagte sie. „Sie werden den Namen der Absenderin erkennen und darin eine Nachricht für mich enthalten finden."

Horace trat dazwischen, ehe Julian Zeit hatte, das Telegramm zu eröffnen.

„Sie haben da eine neue Heimlichkeit miteinander!" sagte er. „Geben Sie mir das Telegramm."

Julian blickte ihn mit Verachtung an.

„Es ist an mich gerichtet," antwortete er — und erbrach den Umschlag.

Der Inhalt lautete: „Ich fühle nicht weniger Theilnahme für sie, als Ew. Hochwürden. Sagen Sie ihr, daß ich ihren Brief erhalten habe und sie von Herzen im Besserungshaus willkommen heiße. Geschäfte führen mich heute Abend in ihre Nähe; ich werde selbst in Mablethorpe-House bei ihr vorsprechen."

Die Botschaft erklärte sich von selbst. Freiwillig hatte sie sich der vollständigsten Buße unterworfen! Freiwillig kehrte sie zum Märtyrerthum ihres früheren Lebens zurück! Im Bewußtsein, daß er in Horace's Gegenwart jedes zweideutige Wort, jede zweideutige Handlung vermeiden müsse, verrieth Julian nur in dem glühenden Blick, den er auf Mercy richtete, welch' hohe Bewunderung er für sie empfand. Horace aber gewahrte den Blick. Er sprang vor und versuchte, Julian das Telegramm zu entreißen.

„Geben Sie es mir!" rief er. „Ich will es haben!"

Julian schob ihn schweigend auf Armeslänge zurück.

Völlig wahnsinnig vor Wuth erhob er drohend seine Hand. „Geben Sie es mir," wiederholte er zwischen den Zähnen, „oder Sie sollen sehen, was Ihnen geschieht!"

„Mir geben Sie es!" rief Mercy und trat plötzlich zwischen sie.

Julian gab es ihr. Sie reichte es Horace mit festem Blick, mit fester Hand.

„Lesen Sie," sagte sie.

Julian's edler Sinn bemitleidete den Mann, der ihn beleidigt hatte. Seine große Seele sah in ihm nur den Freund aus früheren Tagen.

„Schonen Sie ihn!“ sprach er zu Mercy. „Bedenken Sie, daß er nicht vorbereitet ist!“

Sie regte sich nicht und antwortete nicht. Nichts löste die Erstarrung, mit der sie sich in ihr Schicksal ergeben hatte. Sie fühlte, daß ihre Zeit gekommen war.

Julian wandte sich zu Horace.

„Lesen Sie nicht!“ rief er. „Hören Sie erst, was sie Ihnen zu sagen hat!“

Horace antwortete ihm mit einer verächtlichen Handbewegung. Seine Augen verschlangen gierig Wort für Wort das Telegramm der Hausmutter.

Er blickte auf, als er es durchgelesen hatte. Sein Gesicht, das er jetzt Mercy zuwandte, war furchtbar verändert.

Sie stand wie eine Bildsäule zwischen den beiden Männern da. Alles Leben schien aus ihr gewichen; nur in ihren Augen, wie sie jetzt auf Horace gerichtet waren, schimmerte Festigkeit und Milde.

Nichts unterbrach die Stille, als ein leises Gemurmel Julian's. Er hatte das Gesicht mit seinen Händen bedeckt — er betete für sie.

Horace sprach — den Finger auf das Telegramm gelegt. Wie sein Gesicht, war auch seine Stimme verändert. Sie klang tonlos und zitternd. Niemand hätte sie als Horace's Stimme erkannt.

„Was bedeutet dies?" sprach er zu Mercy. „An Sie kann das nicht sein?"

„Es ist an mich."

„Was haben Sie mit einem Besserungshaus zu thun?"

Ohne eine Miene zu verändern, ohne zu zucken, sprach sie die verhängnißvollen Worte:

„Ich bin in einem Besserungshaus gewesen und kehre dahin zurück, Mr. Horace Holmcroft, — ich bin Mercy Merrick."

Einundzwanzigstes Capitel.

Eine große Seele und eine kleinliche Seele.

Es entstand eine Pause.

Die Augenblicke verrannen. Keines von allen Dreien sprach ein Wort. Ungehört erstarben die flehenden Worte auf Julian's Lippen. Sogar ihn verließ die Kraft unter dem zermalmenden Drucke banger Erwartung. Die Erste, welche durch eine geringfügige Bewegung den Gedanken an Veränderung und ein undeutliches Gefühl der Erleichterung hervorrief, war Mercy. Unfähig, die Austrengung des Stehens noch länger zu ertragen, trat sie einen Schritt zurück und ließ sich auf einen Stuhl nieder. Keine Aeußerung einer inneren Erregung entschlüpfte ihr. Sie saß da — eine todtenähnliche Erstarrung in ihrem Antlitz — und erwartete schweigend ihr Urtheil von dem Manne, dem sie in Einem Satze die ganze fürchterliche Wahrheit enthüllt hatte!

Julian erhob seinen Kopf, als sie sich rührte. Er blickte auf Horace; dann trat er einige Schritte vor und blickte ihn nochmals an. Plötzlich wendete er sich mit einem Ausdrucke von Furcht im Gesichte gegen Mercy.

„Reden Sie ihn an!“ flüsterte er. „Reißen Sie ihn aus seinem dumpfen Brüten, ehe es noch zu spät ist!“

Sie machte eine mechanische Bewegung in ihrem Stuhl; ihre Augen hefteten sich unwillkürlich auf Julian.

„Was soll ich ihm noch weiter sagen?“ fragte sie mit schwacher, tonloser Stimme. „Habe ich ihm mit meinem Namen nicht Alles gesagt?“

Der natürliche Klang ihrer Stimme hätte vielleicht auf Horace keine Wirkung ausgeübt; der veränderte weckte ihn aus seiner Apathie.

Er näherte sich mit stumpfer Ueberraschung in seinen Zügen dem Stuhle, auf dem Mercy saß, und legte zögernd und unsicher seine Hand auf ihre Schulter. In dieser Stellung verharrte er eine Weile, den Blick schweigend auf sie herabgesenkt.

Der eine Gedanke, den er in Worte kleidete, war Julian. Ohne die Hand zu rühren, ohne von Mercy

emporzusehen, sprach er jetzt zum ersten Male, seitdem der Schlag über ihn hereingebrochen war.

„Wo ist Julian?" fragte er sehr ruhig.

„Hier bin ich, Horace — neben Ihnen!"

„Wollen Sie mir einen Dienst erweisen?"

„Gewiß. Womit kann ich dies thun?"

Er überlegte einen Augenblick, ehe er antwortete. Seine Hand, die auf Mercy's Schulter gelegen hatte, fuhr jetzt zum Kopfe empor — dann glitt sie an der Seite herab. Er sprach die nächsten Worte in trauriger, hilfloser Verwirrung.

„Mir kommt es vor, Julian, als sei ich einigermaßen zu tadeln. Ich habe eben vorhin eine harte Sprache gegen Sie geführt. Ich weiß nicht mehr recht, weshalb. Es ist meinem Naturell in diesem Hause viel zugemuthet worden; ich war an solche Dinge, wie sie hier vorgehen, nicht gewöhnt — Geheimnisse, räthselhafte Vorgänge und abscheuliche, niedrige Streitigkeiten. Bei uns zu Hause giebt es das nicht. Und schon gar Streit — lächerlich! Meine Mutter und meine Schwester sind Frauen von feiner Bildung — Sie kennen sie — Edelfrauen im wahrsten Sinne des Wortes. Wenn ich bei ihnen bin, stört mich nichts in meiner Ruhe. Zu Hause quälen mich nicht Zweifel, wer die Leute wirklich

sind, ob die Namen wahr oder falsch sind und so weiter. Der Gegensatz mag meinen Geist etwas arg bestürmt und in Unordnung gebracht haben. Man hat mich hier übermäßig argwöhnisch gemacht — und das Ende ist, daß ich aus den Zweifeln und Befürchtungen gar nicht mehr herauskomme: Zweifel über Sie und Befürchtungen meinetwegen. Ich habe Etwas, das ich meinetwegen fürchte. Da sollen Sie mir helfen. Oder soll ich mich erst entschuldigen?"

„Kein Wort davon. Sagen Sie, was ich für Sie thun kann."

Zum ersten Male kehrte er sein Gesicht Julian zu.

„Sehen Sie mich einmal an," sagte er. „Kommt es Ihnen vor, als ob es mit meinem Verstand nicht richtig sei? Sagen Sie mir die Wahrheit, alter Freund."

„Ihre Nerven sind erschüttert, Horace. Aber sonst nichts."

Er überlegte abermals nach dieser Erwiderung; seine Augen hafteten noch immer ängstlich auf Julian's Gesicht.

„Meine Nerven sind erschüttert," wiederholte er. „Das ist wohl wahr; ich fühle es. Ich möchte, wenn es Ihnen recht ist, mir darüber Gewißheit verschaffen, daß es nichts Aergeres ist. Wollen Sie mir bei dem

Versuch, die Richtigkeit meines Gedächtnisses zu prüfen, behilflich sein?"

„Bei Allem, was Sie wollen."

„Ah! Sie sind ein guter Junge, Julian — und ein gescheidter Junge obendrein, was gerade jetzt von großer Wichtigkeit ist. Sehen Sie! Ich meine, vor ungefähr einer Woche hat in diesem Hause das Unheil begonnen. Ist das wahr?"

„Ja."

„Die erste Veranlassung dazu war das Erscheinen einer Fremden, die aus Deutschland hierher kam, und sich dort im Speisezimmer sehr ungestüm benahm. Habe ich Recht, insoweit?"

„Ganz Recht."

„Die Person that gar groß. Sie nannte den Obersten Roseberry — nein, ich will ganz genau sein — sie nannte den verstorbenen Obersten Roseberry ihren Vater. Sie erzählte weiter eine lange Geschichte, daß sie durch eine Betrügerin ihrer Papiere und ihres Namens beraubt worden sei, und daß diese Letztere sich für sie ausgegeben babe. Sie nannte die Betrügerin it dem Namen Mercy Merrick. Und später setzte sie dem Allen die Krone auf, indem sie auf die Dame, die mit mir verlobt ist, zeigte und behauptete, s i e sei

Mercy Merrick. Sagen Sie mir nochmals, habe ich Recht oder Unrecht?"

Julian antwortete ihm darauf, wie zuvor. Horace fuhr fort und sprach nun zuversichtlicher und erregter als bisher.

„Jetzt geben Sie wohl Acht, Julian. Ich gehe jetzt von der Erinnerung dessen, was vor einer Woche geschah, auf das über, was vor fünf Minuten geschah. Sie waren zugegen; ich will wissen, ob Sie es auch gehört haben." Er hielt inne und deutete, ohne seine Augen von Julian abzuwenden, nach rückwärts auf Mercy. „Dies ist die Dame, die ich heiraten soll," nahm er das Gespräch wieder auf. „Habe ich recht gehört oder nicht, daß sie sagte, sie sei in einem Besserungshaus gewesen und kehre dahin zurück? Habe ich recht gehört oder nicht, daß sie sagte, ihr Name sei Mercy Merrick? Antworten Sie mir, Julian. Mein treuer Freund, antworten Sie mir, um vergangener Zeiten willen."

Bei diesen beschwörenden Worten ward seine Stimme unsicher. Unter der gleichgiltigen Maske seines Gesichtes regten sich die ersten Anzeichen einer inneren, allmälig hervorbrechenden Erregung. Die Betäubung, in der sich sein Geist befunden, begann dem wiederkehrenden Leben zu weichen. Julian nahm die Gelegenheit wahr, um

ihm vollends dazu zu verhelfen und ergriff sie. Er faßte Horace sanft beim Arme und deutete auf Mercy.

„Da haben Sie die Antwort!“ sagte er. „Sehen Sie! — und fühlen Sie Mitleid mit ihr.“

Mercy hatte die beiden Männer während ihres Gespräches auch nicht einmal unterbrochen; nur ihre Stellung hatte sie wieder verändert. Neben dem Stuhl, auf dem sie saß, stand ein Schreibtisch; auf diesem ruhten jetzt ihre ausgestreckten Arme. Ihr Kopf war auf die Arme herabgesunken, und so das Gesicht verdeckt. Julian hatte richtig geurtheilt; das gänzliche Selbstvergessen, das sich in ihrer Stellung aussprach, antwortete Horace, wie keine menschliche Sprache ihm hätte antworten können. Er blickte sie an. Ein schmerzliches Zucken flog über sein Gesicht. Er wandte sich abermals an den treuen Freund, der ihm vergeben hatte; sein Kopf sank auf Julian's Schulter; er brach in Thränen aus.

„O Gott!“ rief sie. „Was habe ich gethan!“

Julian beruhigte sie durch eine Bewegung seiner Hand.

„Sie haben mir geholfen, ihn zu retten,“ sprach er. „Lassen Sie den Thränen ihren Lauf. Warten Sie.“

Sein Arm umschlang Horace, um ihn zu stützen.

Die männliche Zärtlichkeit, welche darin lag, und die volle, edle Verzeihung aller früheren Kränkungen, die sie verrieth, rührten Mercy auf's Tiefste. Sie ging zu ihrem Stuhl zurück. Scham und Schmerz übermannten sie, und sie verbarg von Neuem ihr Gesicht vor fremden Augen.

Julian führte Horace zu einem Stuhl und wartete schweigend neben ihm, bis er seine Beherrschung wieder gewonnen hatte. Er ergriff dankbar die Hand, die ihn gestützt hatte und sprach einfach, beinahe kindlich, „ich danke Ihnen, Julian. Mir ist schon besser."

„Sind Sie soweit gefaßt, daß Sie hören können, was Ihnen gesagt werden soll?" fragte Julian.

„Ja, wollen Sie mir Etwas sagen?"

Julian trat, ohne ihm gleich zu antworten, von ihm zu Mercy hin.

„Der Augenblick ist da," sprach er. „Sagen Sie ihm Alles — offen ohne Rückhalt, wie Sie es mir sagen würden."

Sie schauderte bei seinen Worten. „Habe ich ihm noch nicht genug gesagt?" fragte sie. „Soll ich ihm das Herz brechen? Sehen Sie ihn an! Sehen Sie nur, was ich bereits gethan habe!"

Horace bebte vor den Enthüllungen ebenso zurück, wie Mercy.

„Nein! nein! Ich kann es nicht hören! Ich wage es nicht zu hören!“ rief er und stand auf, um aus dem Zimmer zu gehen.

Julian hatte das gute Werk begonnen; er wurde darin keinen Augenblick schwankend. Horace hatte sie geliebt — wie sehr, erfuhr Julian jetzt zum ersten Mal. Es blieb noch immer die Möglichkeit, daß sie, wenn sie selbst ihre Sache führte, seine Verzeihung erringen konnte. Verzieh ihr Horace, so ward der geheimen Liebe in seinem Herzen der Todesstoß gegeben. Aber er zögerte nicht. Mit einer Entschlossenheit, welcher der Schwächere nicht zu widerstehen vermochte, faßte er den Freund beim Arm und führte ihn auf seinen Platz zurück.

„Um Ihrer Beider willen sollen Sie sie nicht ungehört verurtheilen,“ sprach er in festem Ton zu Horace. „Eine Versuchung nach der andern, um Sie zu hintergehen, ist an sie herangetreten; und sie hat allen widerstanden. Ohne die Entdeckung fürchten zu müssen; im Besitz eines Briefes ihrer liebevollen Wohlthäterin, der ihr Schweigen gebietet; ja dessen bewußt, daß sie mit dem Bekenntniß ihrer Schuld Alles verlieren müsse, was einem Weibe theuer ist — hat dies Weib dennoch, einzig um der Wahrheit willen, die Wahrheit

gesprochen. Und verdient das von Ihrer Seite nicht auch eine Erwiderung? Achten Sie sie, Horace, — und hören Sie sie an."

Horace gab nach. Julian wandte sich zu Mercy.

„Sie haben mir erlaubt, Sie bis hierher zu leiten," sprach er. „Wollen Sie mir das auch noch weiter zu thun gestatten?"

Sie heftete die Augen auf den Boden; ihr Busen hob und senkte sich in raschen Athemzügen. Julian's Einfluß auf sie behauptete seine Gewalt. Sie neigte den Kopf in wortloser Ergebung.

„Sagen Sie ihm," fuhr Julian in beschwörendem, nicht befehlendem Ton fort, „sagen Sie ihm, was Ihr Leben gewesen ist. Sagen Sie ihm, wie sie geprüft und versucht worden sind, ohne einen Freund zu haben, der Sie gerettet hätte. Und dann," fügte er, sie vom Stuhl emporziehend hinzu, „soll er Ihr Richter sein, — wenn er es kann!"

Er versuchte, sie durch das Zimmer nach dem Platz zu führen, welchen Horace einnehme. Aber ihre Unterwürfigkeit hatte ihre Grenzen. Auf halbem Weg blieb sie stehen und weigerte sich, weiter zu gehen. Julian bot ihr einen Stuhl; sie wies ihn zurück. Die Hand auf die Stullehne gelegt, wartete sie auf das

Wort von Horace, welches ihr gestatten würde, zu sprechen. Sie war in ihr Schicksal ergeben; ihr Antlitz ruhig; ihr Geist klar. Die ärgste Demüthigung, die sie zu erdulden gehabt — ihren Namen einzugestehen — war überwunden. Es blieb ihr nichts mehr zu thun, als Julian ihre Dankbarkeit damit zu beweisen, daß sie sich seinem Wunsche fügte und von Horace Verzeihung erbat, ehe sie auf ewig von einander schieden. Binnen kurzem erschien die Hausmutter hier — und dann war Alles vorbei.

Ohne es zu wollen, blickte Horace auf sich. Plötzlich brach seine frühere Heftigkeit wieder hervor.

„Ich kann es selbst noch nicht glauben!" rief er. „Ist es wirklich wahr, daß Sie nicht Grace Roseberry sind? Sehen Sie mich nicht so an! Antworten Sie mir mit einem Wort — Ja oder Nein!"

Demüthig und traurig antwortete sie „Ja."

Sie haben wirklich das gethan, dessen Sie jene Person beschuldigte? Soll ich das glauben?"

„Sie sollen es glauben, Sir."

Bei dieser Antwort enthüllte Horace die ganze Schwäche seines Charakters.

„Elende!" rief er aus. „Welche Entschuldigung haben Sie für den schnöden Betrug, den Sie an mir

verübt? O, es ist zu schlecht! zu schlecht! Für Sie giebt es keine Entschuldigung!"

Sie nahm seine Vorwürfe mit unerschütterlicher Ergebung hin. „Ich habe es so verdient!" war Alles, was sie zu sich sprach. „Ich habe es so verdient!"

Julian versuchte es nochmals, Mercy zu vertheidigen.

„Warten Sie erst ab, Horace, ob es gewiß keine Entschuldigung für Sie giebt," sprach er ruhig. „Gewähren sie ihr Gerechtigkeit, wenn Sie ihr nicht mehr gewähren können. Ich lasse Sie allein."

Er schritt nach der Thüre in's Speisezimmer. Horace's Schwäche zeigte sich abermals.

„Lassen Sie mich nicht allein mit ihr!" brach er hervor. „Es ist mehr, als ich ertragen kann!"

Julian blickte auf Mercy. Aus ihren Augen leuchtete es vorübergehend wie eine Erleichterung, und verrieth ihm, welch' wahren Freundschaftsdienst er ihr durch seine Anwesenheit im Zimmer erweisen würde. Das mittlere Bogenfenster des Bibliothekzimmers bildete eine Nische und darin bot sich ein passendes Versteck. Seine Gegenwart konnte da bemerkt und nicht bemerkt werden, wie es eben die Stimmung der Sprechenden mit sich bringen würde.

„Ich will so lange hier bleiben, Horace, als Sie es wünschen.“ Nach diesen Worten schritt er dem Fenster zu und blieb im Vorbeigehen vor Mercy stehen. Sein scharfer, wohlwollender Blick sagte ihm, daß er ihr vielleicht noch nützen könne. Ein Wink von ihm konnte ihr den kürzesten und leichtesten Weg zeigen, das Bekenntniß zu machen. In zarten und in wenigen Worten gab er ihr den Wink. „Als ich Sie zum ersten Mal sah,“ sprach er, „erkannte ich, daß Sie ein schweres Leben durchzumachen gehabt hatten. Lassen Sie uns jetzt hören, wie es so gekommen ist.“

Er zog sich in die Nische zurück. Zum ersten Mal, seit jenem verhängnißvollen Abend, an welchem Mercy Merrick mit Grace Roseberry in dem französischen Häuschen zusammen getroffen war, blickte Sie jetzt wieder auf das irdische Fegefeuer ihres vergangenen Lebens zurück, und erzählte ihre traurige Geschichte, einfach und getreulich in folgenden Worten.

Zweiundzwanzigstes Capitel.

Magdalenens Lehrjahre.

„Mr. Julian Gray hat mich aufgefordert, ihm und Ihnen, Mr. Holmcroft, zu erzählen, wie schweres Schicksal über mich gekommen ist. Sein Anfang reicht über meine Erinnerung heraus. Es ward mit mir geboren.

„Meine Mutter, so habe ich sie sagen hören, zerstörte als ganz junges Mädchen dadurch ihre Aussichten für die Zukunft, daß sie einen der Diener ihres Vaters — den Reitknecht, der sie zu begleiten pflegte — heiratete. Sie mußte ihr Vergehen büßen, wie jede, die sich eines solchen schuldig macht. Nach kurzer Zeit trennte sie sich von ihrem Manne —, wobei dieser zur Bedingung machte, daß sie ihm das ganze kleine Vermögen, welches sie eigenthümlich besaß, zum Opfer bringe.

„Meine Mutter war nun frei geworden, damit aber auch dem Hunger preisgegeben, wenn sie sich nicht selbst ihr Brod verdiente.

„Ihre Familie hatte sie für immer verstoßen; so schloß sie sich einer herumziehenden Schauspielergesellschaft an.

„Auf diese Weise lebte sie dürftig, als sie mein Vater zufällig kennen lernte. Er war ein hochgestellter Mann, stolz auf seine Stellung und in der damaligen Gesellschaft wohl bekannt wegen seiner vielseitigen Talente und seiner vornehmen Geschmacksrichtung. Die Schönheit meiner Mutter fesselte ihn. Er nahm sie von der Schauspielertruppe fort und umgab sie mit dem höchsten Luxus, den eine Frau in ihrem Hause nur wünschen kann.

„Wie lange sie so zusammen gelebt haben, weiß ich nicht. Ich weiß nur, daß zu der Zeit, bis zu welcher meine Erinnerung zurückreicht, mein Vater sie bereits verlassen hatte.

„Sein Verdacht gegen sie war, daß sie ihm untreu geworden — ein Verdacht, der ihr grausames Unrecht that, wie sie bis zu ihrem Tode behauptet hat. Ich glaubte ihr, weil sie meine Mutter war. Doch ich kann es von Anderen nicht erwarten, daß Sie das Gleiche thun — ich kann nur wiederholen, was sie gesagt hat.

Mein Vater verließ sie in bitterster Armuth. Er sah sie nie wieder und weigerte sich zu kommen, als sie nach ihm verlangte.

„Die erste Erinnerung, die ich von ihr habe, findet sie abermals bei einer Schauspielergesellschaft. Für mich war das keine unglückliche Zeit. Ich war der Liebling der armen Künstler und ihr Zeitvertreib. Sie lehrten mich singen und tanzen, und das in einem Alter, wo andere Kinder eben erst lesen lernen. Mit fünf Jahren fing ich an das Handwerk zu treiben, und gründete mir meinen kleinen, armen Ruf in den Buden der Land=Jahrmärkte. So früh, Mr. Holmcroft, hatte ich mich schon daran gewöhnt, unter einem angenommenen Namen zu leben — es war der hübscheste, den man für mich erfinden konnte, damit er sich auf dem Theater=zettel gut ausnehme. Es kostete uns manchmal bei schlechter Einnahme einen harten Kampf, um Leib und Seele zusammenzuhalten. Als ich für die Bühne geschult wurde, da hieß es gar oft: vor dem Publicum singen und tanzen, und daheim Hunger und Kälte leiden. Und doch habe ich soviel erlebt, daß ich auf jene Tage unter den wandernden Schauspielern als auf die glücklichsten Tage meines Lebens zurückblicke!

„Ich war zehn Jahre alt, als mich das erste

schwere Unglück, dessen ich mich erinnere, traf. Meine Mutter starb, in der Blüthe ihrer Jahre, von Gram verzehrt. Und nicht lange darnach ward die Truppe, durch eine Reihe von Mißerfolgen aller Mittel bar, zur Selbstauflösung gezwungen.

„So blieb ich ohne Namen, ohne Geld ein Auswürfling in der Welt zurück mit dem verhängnißvollen Erbtheil, — Gott weiß, nach dem, was ich durchgemacht, kann ich es ohne Eitelkeit sagen! — der Schönheit meiner Mutter.

„Meine einzigen Freunde waren arme, ausgehungerte Schauspieler. Zwei davon, Mann und Frau, erhielten eine Anstellung bei einer andern Gesellschaft und ich ward in den Handel miteingeschlossen. Der neue Director, dem ich unterstand, war ein roher Mensch und Trunkenbold. Eines Abends ließ ich mir bei der Vorstellung einen kleinen unbedeutenden Fehler zu Schulden kommen — und ward dafür auf's Grausamste geschlagen. Vielleicht hatte ich Etwas vom Geiste meines Vaters geerbt — jedoch, hoffe ich, ohne etwas von seinem hartherzigen Wesen. Gleichviel, ich beschloß, unbekümmert, was weiter aus mir werden sollte, dem Manne, der mich geschlagen hatte, keinen Augenblick länger zu dienen. Am nächsten Morgen mit Tages-

anbruch öffnete ich die versperrte Thüre unserer elenden Behausung und trat nun, zehn Jahre alt, mein kleines Bündel in der Hand, allein in die Welt hinaus.

„Meine Mutter hatte mir in den letzten Augenblicken, ehe sie starb, den Namen meines Vaters und die Adresse seiner Wohnung in London anvertraut. Vielleicht wird er mit Dir Mitleid haben, sagte sie, wenn er auch mit mir keines hat. Versuche es. Ich besaß ein paar Shillings, die letzten armseligen Reste meines Soldes und nach London hatte ich nicht weit. Aber ich ging nicht zu meinem Vater; trotzdem ich ein Kind war, wäre ich lieber verhungert, als zu ihm gegangen. Ich hatte meine Mutter innig geliebt und darum haßte ich den Mann, der sich von ihr, als sie auf dem Sterbebett lag, abgewandt hatte. Daß er zufällig mein Vater war, änderte in meinen Augen daran nichts.

„Sind Sie über dieses Bekenntniß empört? Sie sehen mich an, Mr. Holmcroft, als ob Sie es wären?

„Bedenken Sie nur, Sir. Verdammen mich meine eben gesprochenen Worte als ein herzloses Geschöpf, schon in so früher Kindheit? Was ist ein Vater seinem Kinde, wenn er es niemals auf seinen Knieen geschaukelt, ihm niemals einen Kuß oder ein Geschenk gegeben hat? Wären wir einander in der Straße begegnet, wir

hätten Eines das Andere nicht gekannt. Vielleicht habe ich in späteren Tagen, als ich London darben mußte, ohne es zu wissen, meinen Vater angebettelt — und vielleicht hat er seiner Tochter einen Penny hingeworfen, um sie loszuwerden und hat es auch nicht gewußt! Wie können in einem solchen Verhältniß die Beziehungen eines Vaters zu seinem Kinde heilige sein? Selbst die Blumen auf dem Felde brauchen die Hilfe von Licht und Luft, um zu wachsen. Wie soll da die Liebe des Kindes gedeihen, wenn Niemand sie pflegt?

„Meine geringen Ersparnisse würden wohl bald aufgezehrt worden sein, auch wenn ich alt und stark genug gewesen wäre, um damit hauszuhalten. So aber wurden mir meine Paar Shillings bald von Zigeunern abgenommen. Ich hatte keinen Grund, mich zu beklagen. Sie geben mir das Essen und Obdach in ihren Zelten; außerdem machten sie sich meine Person auf verschiedene Art zu Nutzen. Nach einiger Zeit kamen auch für die Zigeuner schlechte Zeiten, wie sie für die wandernden Schauspieler gekommen waren. Einige wurden eingesperrt; die Uebrigen zerstreuten sich. Es war gerade die Jahreszeit für Hopfenpflücken. Ich ward zunächst als Hopfenpflückerin angestellt, und hierauf ging ich mit meinen neuen Freunden nach London.

„Ich will Sie nicht durch nähere Ausführung dieses Theils meiner Kindheit ermüden und quälen. Genug, wenn ich Ihnen sage, daß ich immer tiefer und tiefer sank, bis ich schließlich in den Straßen Zündhölzchen verkaufte. Das Vermächtniß meiner Mutter brachte mir gar manches Sixpence-Stück ein, welches, wäre ich häßlich gewesen, meine Zündhölzchen den Taschen der Fremden nimmermehr entlockt hätten. In jenen Tagen war mein Gesicht, das späterhin mein größtes Unglück werden sollte, mein bester Freund.

„Erinnern Sie sich, Mr. Holmcroft, bei Gelegenheit des Lebens, das ich jetzt zu schildern versuchen will, des Tages, als wir vor nicht langer Zeit zusammen spazieren gingen?

„Ich habe Sie damals überrascht und verletzt, ich weiß es; und doch konnte ich da unmöglich eine Aufklärung über mein Benehmen geben. Entsinnen Sie sich des kleinen, umherirrenden Mädchens mit dem armseligen, verwelkten Strauß in der Hand, die uns nachlief und um einen halben Penny bat? Ich habe Sie beunruhigt, als ich über des Kindes Flehen, ihm ein Stück Brod zu kaufen, in Thränen ausbrach. Jetzt wissen Sie, weshalb sie mir so leid gethan. Jetzt wissen Sie, weshalb ich Sie am nächsten Tage kränkte, indem

ich mich von der Verabredung mit Ihrer Mutter und Ihren Schwestern losmachte und das Kind in seinem lenden Heim aufsuchte. Nach dem, was ich bekannt, werden Sie zugeben, daß meine arme, kleine Unglücksschwester das erste Anrecht auf mich hatte.

„Lassen Sie mich fortfahren. Es thut mir leid, wenn ich Sie betrübt habe. Lassen Sie mich fortfahren.

„Den verlassenen Herumstreichern in den Straßen steht — nach meiner Erfahrung — immer ein Weg offen, um ihre Leiden zur Kenntniß ihrer reichen und mildthätigen Mitmenschen zu bringen. Sie brauchen blos gegen das Gesetz zu verstoßen — und dann erscheinen sie vor der Oeffentlichkeit eines Gerichtshofes. Sind die Umstände, mit denen ihr Vergehen in Verbindung gebracht wird, interessanter Art, so gewinnen sie noch einen zweiten Vortheil: sie werden durch die Zeitungsberichte in ganz England bekannt.

„Ja, sogar ich bin mit dem Gesetz bekannt geworden. Ich weiß, daß es mich gänzlich übersah, so lange ich dasselbe achtete; aber bei zwei verschiedenen Gelegenheiten wurde es in Folge des Trotzes, mit dem ich mich gegen dasselbe auflehnte, mein bester Freund. Das erste glückliche Vergehen beging ich im Alter von zwölf Jahren.

„Es war Abend; ich halb todt vor Hunger. Es regnete; die Nacht brach herein. Ich bettelte — offen, laut, wie nur ein hungriges Kind betteln kann. Eine alte Dame, die vor einer Ladenthür im Wagen saß, beklagte sich über mich. Der Polizeimann that seine Pflicht. Das Gesetz gab mir diese Nacht ein Abendessen und ein Obdach im Polizeihaus. Ich erschien vor dem Polizeirichter und erzählte da, von dem Beamten darum befragt, getreu meine Geschichte. Es war die Altagsgeschichte von Tausenden von Kindern meiner Art; aber ein interessanter Umstand war dabei. Ich gestand, daß mein Vater — er war damals schon todt — ein vornehmer Mann gewesen sei uud fügte — ebenso offen — hinzu, daß mich, im Rückblick auf seine Behandlung meiner Mutter, mich niemals an ihn um Hilfe gewandt hatte. Dieser Umstand war wahrscheinlich neu; er brachte meinen „Fall“ in die Zeitungen. Die Berichterstatter halfen mir noch weiter, indem sie mich als „hübsch und interessant“ schilderten. Das Gericht erhielt Beträge für mich zugesandt. Ein wohlthätiges Ehepaar, in einer geachteten Lebensstellung, kam in das Arbeitshaus, um mich zu sehen. Ich machte einen günstigen Eindrück auf sie — besonders auf die Frau. Ich war buchstäblich ganz verlassen — i h hatte

keine unwillkommenen Verwandten, die Ansprüche an mich erheben konnten. Die Frau war kinderlos; ihr Mann ein gutmüthiger Mensch. Das Ende war, daß sie mich mit sich nahmen, um mich in ihrem Dienste zu verwenden.

„Ich hatte immer, gleichviel wie tief ich gesunken sein mochte, darnach gestrebt, mir eine höhere Stellung zu erringen, mich auch ohne Hilfe des Glücks über das vom Zufall über mich verhängte Los emporzukämpfen. Vielleicht mag ein Stück väterlichen Stolzes diesem rastlosen Gefühl zu Grunde liegen. Es scheint einen Theil meines Wesens auszumachen. Es hat mich auch in dieses Haus hereingeführt, und es wird mit mir hinausgehen. Ist es zu meinem Verderben oder zu meinem Segen? Ich kann es nicht sagen.

„Die erste Nacht, die ich in meinem neuen Heim schlief, sagte ich zu mir selbst: Sie haben mich genommen, damit ich ihre Magd sei; ich will mehr sein, als das; sie sollen mich am Ende als ihr Kind betrachten. Ehe eine Woche verging, war ich, während der Mann seinen Geschäften oblag, die stete und liebste Begleiterin der Frau. Sie war sehr unterrichtet, ihrem Manne an Bildung weit überlegen, und zu ihrem Unglück auch an Jahren. Liebe war nur auf ihrer Seite. Mit Ausnahme

einiger Fälle, wo er ihre Eifersucht erregte, lebten sie auf ziemlich freundschaftlichem Fuß. Sie war eine der vielen Frauen, welche sich darein ergeben, von ihren Männern getäuscht zu werden; und er war einer von den vielen Männern, welche nie wissen, wie ihre Frauen ihnen gegenüber eigentlich empfinden. Ein großes Vergnügen fand sie darin, mich zu unterrichten. Ich war eine eifrige Schülerin und machte rasche Fortschritte. Bei der Lenksamkeit meines jugendlichen Alters nahm ich bald die Feinheit in Sprache und Benehmen an, die meine Herrin kennzeichneten. Es ist nur die Wahrheit, wenn ich sage, daß die Bildung, die mich befähigte, eine Dame vorzustellen, einzig und allein ihr Werk ist.

„Drei glückliche Jahre verlebte ich so unter diesem freundlichen Dach. Ich war zwischen fünfzehn und sechzehn Jahre alt, als das verhängnißvolle Erbtheil meiner Mutter zum ersten Male seinen Schatten auf mein Leben warf. An einem unseligen Tage verwandelte sich die mütterliche Liebe der Frau mit einem Mal in eifersüchtigen, unversöhnlichen Groll gegen mich. Können Sie den Grund errathen? Der Mann hatte sich in mich verliebt.

„Ich war unschuldig; ich konnte nichts dafür. Er selbst bekannte dies dem Geistlichen, der an seinem

Sterbebette stand. Aber zu der Zeit waren bereits Jahre darüber hingegangen — es war zu spät, um mich zu rechtfertigen.

„Er stand, als ich mich unter seiner Obsorge befand, schon in einem Alter, in welchem Männer, wie man gewöhnlich annimmt, Frauen nur mit Ruhe, wenn nicht gar mit Gleichgiltigkeit betrachten. Ich hatte mich seit Jahren daran gewöhnt, ihn als meinen zweiten Vater anzusehen. In unschuldiger Unwissenheit über die Art des Gefühles, das ihn beherrschte, gestattete ich ihm kleine väterliche Vertraulichkeiten, die seine strafbare Leidenschaft noch erhöhten. Seine Frau entdeckte es, — nicht ich. Es ist nicht zu beschreiben, mit welchem Staunen und Entsetzen ich den ersten Ausbruch ihrer Entrüstung vernahm, der mir die Kenntniß der Wahrheit aufdrängte. Auf meinen Knieen betheuerte ich meine Unschuld; beschwor ich sie, meiner Reinheit und Jugend Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Sonst die sanfteste, rücksichtsvollste aller Frauen ward sie durch die Eifersucht zu einer Rasenden. Sie beschuldigte mich, ihn absichtlich angelockt zu haben; und drohte, mich mit eigenen Händen aus dem Hause zu stoßen. Wie in vielen gleichmüthigen Menschen schlummerte auch in ihm der Zorn, und es war gefährlich, diesen zu reizen.

Als seine Frau die Hand gegen mich erhob, verlor er seine ganze Beherrschung. Er erklärte ihr gerade heraus, daß ihm ohne mich das Leben werthlos sei, und daß, wenn ich ginge, er mit mir das Haus verlasse. Die fast wahnsinnige Frau erfaßte ihn beim Arme — das sah ich, dann nichts mehr. Ich lief, entsetzt vor Schrecken, auf die Straße hinaus. Eben kam ein Cab vorbei, ich stieg ein, ehe er die Hausthüre öffnen konnte, und fuhr nach dem einzigen Zufluchtsort, den ich kannte, — einem kleinen Laden, den die verwitwete Schwester eines unserer Dienstmädchen besaß. Hier erhielt ich ein Obdach für die Nacht. Am folgenden Tage fand er heraus, wo ich mich aufhielt. Er machte mir niedrige Anträge, bot mir sein ganzes Vermögen und erklärte seinen Entschluß, was ich auch dagegen sagen mochte, am nächsten Tag wiederzukommen. In der Nacht ward ich mit Hilfe der braven Frau, die sich meiner angenommen hatte, — im Schutz der Dunkelheit, als ob ich Etwas verbrochen hätte! — heimlich nach East End von London gebracht und dem Schutz einer vertrauenswürdigen Person übergeben, die sich kümmerlich durch Vermiethen von Wohnungen ernährte.

„Hier, in einer kleinen Dachkammer des Hauses, war ich nun abermals in die Welt hinausgeworfen —

dazu in einem Alter, wo es für mich doppelt gefährlich war, selbst mein Brod verdienen und mein Obdach suchen zu müssen.

„Ich fordere — jung wie ich war und vor die Wahl gestellt, zwischen dem mühelosen Weg des Lasters und dem mühevollen der Tugend — keine Achtung für mein Handeln. Jeder Mann flößte mir geradezu Entsetzen ein: mein natürliches Gefühl trieb mich ihm zu entfliehen. Aber vergessen Sie nicht, ehe ich auf den traurigsten Abschnitt meines traurigen Lebens übergehe, daß ich unschuldig und wenigstens nicht strafbar war.

„Verzeihen Sie, daß ich bei meinen ersten Jugendjahren so lange verweilte. Ich bebe, von den Ereignissen zu sprechen, die mir noch bevorstanden.

„Mit der Achtung meiner ersten Wohlthäterin hatte ich in meiner Verlassenheit allen Halt verloren, um ein ehrliches Leben zu führen — mit Ausnahme des einen schwachen Haltes der Arbeit. Das einzige Zeugniß, über das ich jetzt verfügen konnte, war die Empfehlung meiner Hauswirthin an ein Geschäft, das arbeitskundige Nähterinnen in großer Zahl beschäftigte. Ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu sagen, wie elend solche Arbeit bezahlt wird — Sie haben davon in Zeitungen gelesen. So lange ich gesund war, dachte ich, ohne Schulden zu

leben und zu bleiben. Wenige Mädchen hätten den langsam vergiftenden Einflüssen vollgedrängter Arbeitsräume, ungenügender Nahrung und fast gänzlicher Entbehrung der körperlichen Bewegung solange Widerstand geleistet, wie ich dies gethan. Als Kind lebte ich in der freien Luft — dies half meine von Haus aus harte und von allen erblichen Krankheiten freie Constitution noch stärken. Aber endlich kam auch an mich die Reihe. Unter der bitteren Noth, die ich leiden mußte, brach meine Gesundheit zusammen. Ein schleichendes Fieber warf mich darnieder, und meine Stubengenossinnen sprachen über mich das Urtheil: „Ach, das arme Ding, sie wird bald ausgelitten haben!"

„Diese Prophezeiung wäre vielleicht wahr geworden — ich hätte vielleicht nie Irrthümer begangen und die Qualen späterer Jahre erdulden müssen — wäre ich in einem andern Hause krank geworden.

„Aber zu meinem Glück — oder zu meinem Unglück — ich weiß nicht — interessirte sich für mich die Schauspielerin eines Vorstadttheaters, die unter mir wohnte. Nur ihre Bühnen-Verpflichtungen führten sie des Abends für drei bis vier Stunden von mir fort; sonst verließ dies edle Geschöpf keinen Augenblick mein Krankenlager. So schwer es ihr wurde, zahlte sie doch,

während ich hilflos dalag, die unvermeidlichen Auslagen, die ich verursachte. Die Hauswirthin, durch ihr Beispiel angeregt, ließ sich nur die Hälfte des Zinses für mein Zimmer zahlen. Der Arzt, die christliche Barmherzigkeit seines Berufes übend, wollte kein Honorar nehmen. So wurde auf mich Alles verwendet, was die zärtlichste Sorge nur vermochte; das Uebrige that meine Jugend und meine Constitution. Ich ward allmälig wieder gesund — und griff dann — wieder zur Nadel.

„Es wird Sie vielleicht überraschen, daß ich, bei meiner innigen Freundschaft mit einer Schauspielerin nicht die mir zu Gebote stehenden Mittel gebraucht habe, um mich auf der Bühne einführen zu lassen — umso mehr, als ich durch meine erste Erziehung, in bescheidenem Maß allerdings, mit der Kunst etwas vertraut geworden war.

„Es war nur ein Grund, weshalb ich vor dem Auftreten auf dem Theater zurückschrak; aber der eine Grund war gewichtig genug, um mich alles Andere, gleichviel wie trostlos es sein mochte, eher ergreifen zu lassen, als das. Zeigte ich mich öffentlich auf der Bühne, so war meine Entdeckung durch den Mann, dem ich entflohen war, nur eine Frage der Zeit. Ich

wußte, daß er von jeher ein eifriger Besucher des Theaters und Abonnent einer Theaterzeitung war. Ich hatte ihn selbst vor dem Theater, welchem meine Freundin angehörte, sprechen und es vortheilhaft vor anderen weit höher stehenden Vergnügungsorten erwähnen hören. Trat ich der Gesellschaft bei, so würde er früher oder später sicherlich einmal kommen, um die neue Schauspielerin zu sehen. Der bloße Gedanke an diese Möglichkeit söhnte mich mit dem Entschluß aus, zur Nadel zurückzukehren. Da ich anfangs noch nicht kräftig genug war, um die Luft in dem vollgedrängten Arbeitszimmer zu ertragen, so erhielt ich die Erlaubniß, als eine Begünstigung, meine Beschäftigung bei mir zu Hause wieder aufzunehmen.

„Meine Wahl war sicherlich die eines tugendhaften Mädchens? Und doch ward der Tag, an dem ich wieder zur Nadel griff, für mich der verhängnißvollste meines Lebens.

„Ich hatte jetzt nicht blos für die laufenden Bedürfnisse zu sorgen, — ich hatte auch noch meine Schulden zu bezahlen. Das verlangte noch angestrengtere Arbeit und noch dürftigeres Leben. Bald mußte ich dafür büßen, daß ich bei meinem geschwächten Zustand ein solches Leben führte. Eines Abends wurde mir

plötzlich schwindelig; mein Herz klopfte heftig. Ich öffnete das Fenster, um frische Luft einzulassen; und darauf fühlte ich mich wohler. Aber ich war noch nicht im Stande, meine Nadel einzufädeln. Da dachte ich mir, wenn ich für eine halbe Stunde ausginge, würde mir die Bewegung gut thun. Ich konnte nicht mehr als zehn Minuten aus gewesen sein, als sich der Anfall, den ich auf meinem Zimmer gehabt, wiederholte. Es war kein Laden in der Nähe, in den ich mich hätte flüchten können. Ich wollte an der nächsten Hausthüre die Glocke ziehen, allein ehe ich sie erreichen konnte, lag ich ohnmächtig auf der Straße.

„Wie lange ich da vor Hunger und Schwäche gelegen haben mochte, bis mich der erste vorübergehende Fremde fand, kann ich nicht sagen.

„Als ich theilweise zum Bewußtsein gelangte, fand ich mich irgendwo unter Dach und sah einen Mann vor mir, der mir ein Weinglas mit irgend einem stärkenden Getränk an die Lippen hielt. Ich schluckte Etwas davon — ob viel oder wenig, weiß ich nicht. Das Mittel hatte auf mich eine sehr eigenthümliche Wirkung. Zuerst belebte es mich, dann ward ich betäubt, und endlich verlor ich abermals das Bewußtsein.

„Als ich wieder zu mir kam, war es Tagesanbruch.

Ich lag im Bett, in einem fremden Zimmer. Ein namenloser Schrecken erfaßte mich. Ich rief laut, darauf hin erschienen drei oder vier Frauen, deren Gesichter selbst meinem unerfahrenen Auge verriethen, welch' ein schändliches Leben sie führten. Ich fuhr im Bett in die Höhe und beschwor sie, mir zu sagen, wo ich sei, und was geschehen sei.

„Ersparen Sie mir das Weitere! Ich kann nich mehr sagen. Sie haben erst kürzlich Miß Rseberry mich eine Verworfene nennen hören. Jetzt wissen Sie — Gott ist mein Richter, daß ich die Wahrheit spreche! — wie ich es geworden bin und in welchem Maß ich meine Schmach verdient habe."

Zum ersten Mal versagte ihr die Stimme und wich ihre Entschlossenheit.

„Gönnen Sie mir einige Minuten," sprach sie mit leisem, bittendem Ton. „Wenn ich jetzt fortfahre, fürchte ich, muß ich weinen."

Sie ließ sich auf dem Stuhl nieder, den Julian für sie hingestellt hatte und wandte ihr Gesicht ab, daß es Keiner der beiden Männer sehen konnte. Eine Hand hatte sie auf die Brust gedrückt, die andere hing nachlässig an der Seite herab.

Julian verließ den Platz, den er bisher innegehabt

hatte; Horace regte sich nicht und sprach kein Wort. Sein Kopf war auf die Brust gesunken; Spuren von Thränen auf seinen Wangen verriethen stumm, daß sie sein Herz bewegt hatte. Würde er ihr vergeben? Julian ging vorbei und näherte sich Mercy.

Schweigend ergriff er die Hand, die an der Seite niederhing. Schweigend zog er sie empor und küßte sie. Sie zuckte zusammen, aber sie blickte nicht auf. Eine sonderbare Furcht vor Entdeckung schien sie zu erfüllen. „Horace?" flüsterte sie schüchtern. Julian antwortete nicht. Er kehrte zu seinem Platz zurück und ließ sie bei dem Glauben, es sei Horace gewesen.

Das Opfer war groß, — bei dem Gefühl, das er für sie empfand — des Mannes, der es brachte, würdig.

Sie hatte nur einige Minuten verlangt. Dann wandte sie sich wieder zu ihnen. Ihre weiche Stimme hatte wieder ihre Festigkeit gewonnen; ihre Augen hafteten sanft auf Horace, als sie fortfuhr:

„Was sollte ich, verlassen wie ich war, nun beginnen, als mir die tiefe Schmach meiner Lage klar wurde?

„Wären mir nahe und liebreiche Verwandte schützend und rathend zur Seite gestanden, so hätte die Nichts-

würdigen, in deren Hände ich gefallen war, vielleicht die Strafe des Gesetzes ereilt. Ich wußte aber von dem Gesetze so wenig, wie ein Kind. Sie werden mir sagen, daß es für mich noch eine andere Hilfe gab; daß ich in Wohlthätigkeitsanstalten aufgenommen und unterstützt worden wäre, hätte ich dort meinen Fall vorgebracht. Allein ich wußte von den Wohlthätigkeitsanstalten nicht mehr, als vom Gesetz. Aber wenigstens hätte ich dann zu den ehrlichen Leuten zurückkehren sollen, bei denen ich früher gelebt? Als ich nach einigen Tagen wieder freigelassen wurde, schämte ich mich, ehrlichen Leuten vor die Augen zu treten. So ward ich hilflos und verzweifelnd, ohne selbst das Vergehen verschuldet oder frei gewählt zu haben, gleich Tausenden meines Gleichen, von einem Leben mit fortgerissen, das mich für den Rest meiner Tage brandmarkte.

„Wundern Sie sich über die Unwissenheit, welche dieses Bekenntniß enthüllt?

„Sie haben Ihre Rechtskundigen, die Ihnen die Hilfsmittel des Gesetzes vorzählen, Sie haben Zeitungen, Rundschreiben, thätige Freunde, die beständig das Lob so wohlthätiger Einrichtungen singen — Sie genießen alle diese Vortheile und haben darum keine Ahnung davon, welche Unwissenheit da draußen herrscht, wo

Ihre verlornen Mitmenschen leben. Diese, mit Ausnahme der Schurken, denen es zur Gewohnheit geworden, die Gesellschaft auszubeuten, wissen Nichts von Ihren mildthätigen Unternehmungen, welche ihnen aufhelfen sollen. Der Zweck solcher Vereine und der Weg, um dahin zu gelangen und sich an diese wenden zu können, sollte an jeder Straßenecke angeschlagen stehen. Was wissen wir von Volksküchen, von eindringlichen Predigten und sauber gedruckten Rundschreiben? Hie und da liest man in der Zeitung von irgend einem unglücklichen Geschöpf — gewöhnlich sind es Frauen — welches sich vielleicht in geringer Entfernung von einem solchen Asyl, wo es Aufnahme gefunden hätte, um's Leben gebracht hat; das macht für den Augenblick einen unangenehmen, schmerzlichen Eindruck; dann ist es bald wieder vergessen. Würden alle die Bemühungen, welche man mit Hilfe des Geldes darauf verwendet, um ein neues Theaterstück, ein neues Journal oder eine neue Arznei unter den Leuten bekannt zu machen, ohne den den Aufwand solcher Geldmittel der Bekanntmachung von Wohlthätigkeitsanstalten und Asylen gewidmet, so blieben gar viele solcher Verlorenen dem Leben erhalten, die jetzt zu Grunde gehen müssen.

„Sie werden mir es doch erlassen und begreiflich

finden, wenn ich nicht weiter von diesem Abschnitt meines Lebens spreche. Lassen Sie mich darauf übergehen, wie ein Ereigniß in meiner Laufbahn mich zum zweiten Mal vor die Schranken des Gerichts brachte und mich damit in der Oeffentlichkeit bekannt machte.

„So traurig meine Erfahrung gewesen, den guten Glauben an die menschliche Natur hatte sie mir nicht zu nehmen vermocht. Ich hatte in meinen früheren Drangsalen freundliche Herzen gefunden, die Mitgefühl für mich empfanden; und so schlossen sich auch jetzt unter meinen Unglücksschwestern Freundinnen — treue, selbstverleugnende, großmüthige Freundinnen — mir an. Eine dieser Armen — sie ist Gottlob aus der bösen Welt, in der sie so viel Uebles erfahren, schon geschieden — erweckte ganz besonders meine Zuneigung. Sie war das sanfteste, selbstloseste Geschöpf, das ich je gekannt. Wir lebten zusammen, wie Schwestern. Mehr als einmal, wenn in trüben Stunden der Gedanke an Selbstvernichtung das verzweifelnde Weib überkam, war es das Bild meiner armen, hingebenden, zu einsamen Leiden verurtheilten Freundin, das in meiner Seele aufstieg und mich zurückhielt. Sie werden es kaum begreifen, daß auch *wir* Tage des Glückes genossen. Hatte Eine von uns Beiden ein paar Shillings

erübrigt, so pflegten wir einander kleine Geschenke zu machen und konnten uns über das einfache Vergnügen des Gebens und Empfangens so herzlich freuen, als wären wir vollkommen unbescholten.

„Eines Tages ging ich mit meiner Freundin in einen Laden, um ihr ein Band zu kaufen — nur zu einer Schleife für ihr Kleid. Sie sollte wählen, und ich wollte es bezahlen; und zwar sollte es das hübscheste Band sein, das um Geld zu bekommen war.

„Der Laden war voll; wir mußten ein wenig warten, bis man uns bedienen konnte.

„Neben mir, als ich mit meiner Begleiterin am Ladentische stand, war eine bunt gekleidete Frau mit dem Auswählen von Taschentüchern beschäftigt. Trotz der schönen Stickerei auf denselben schien die geputzte Dame sie doch nicht nach ihrem Geschmacke zu finden. Sie warf verächtlich alle auf einen Haufen zusammen und verlangte andere Muster aus dem Waarenvorrath des Ladens zu sehen. Beim Glätten und Forträumen der Taschentücher bemerkte plötzlich der Ladendiener, daß ihm ein Tuch fehlte. Er war seiner Sache darum ganz gewiß, weil die eigenartige Stickerei des Einen es eben besonders kenntlich machte. Ich war ärmlich gekleidet und stand den Tüchern zunächst. Er warf einen

Blick auf mich und schrie dann dem Oberaufseher zu: „Schließen Sie die Thüre! Ein Dieb ist hier im Laden!"

„Es geschah, die Thüre wurde zugemacht; das Taschentuch fand sich nirgends vor, weder auf dem Ladentisch noch auf dem Fußboden. Es mußte gestohlen worden sein und ich wurde als die Diebin angeklagt.

„Was ich dabei gefühlt, davon will ich gar nicht reden — Sie sollen nur hören, was weiter geschah.

„Ich wurde durchsucht und das Taschentuch bei mir gefunden. Ohne Zweifel hatte es die Person, die mir zur Seite stand, in dem Augenblicke, als ihr Entdeckung drohte, rasch in meine Tasche geschoben. Nur eine vollendete Diebin konnte auf diese Art den Verdacht von sich ablenken, ohne daß ich selbst etwas gemerkt hatte. Aber der Thatsache gegenüber meine Unschuld betheuern zu wollen, wäre vergebliche Mühe gewesen. Ich besaß keine Stellung, auf die ich mich hätte berufen können. So versuchte es meine Freundin, für mich zu sprechen; allein war sie etwas Anderes? Auch nur eine Verlorene, wie ich selbst. Das Zeugniß, welches meine Hauswirthin über meine Ehrlichkeit abgab, hatte keine Wirkung; es warf ein schlechtes Licht auf sie, daß sie an Personen meines Standes ihre Wohnungen vermiethete. Ich wurde gerichtlich belangt und schuldig

befunden. Damit, Mr. Holmcroft, habe ich Ihnen nun meine volle Schmach erzählt. Gleichviel, ob ich unschuldig war oder nicht; die Schande blieb dieselbe — ich bin wegen Diebstahl im Gefängniß gewesen.

„Die dortige Hausmutter war die Erste, die sich in dieser Zeit meiner annahm. Sie erstattete den Vorgesetzten günstigen Bericht über mein Betragen, und als ich meine Zeit abgedient hatte, wie wir unter uns zu sagen pflegten, entließ sie mich mit einem Brief an die gütige Freundin und Beschützerin meiner späteren Jahre — an die Frau, die binnen Kurzem hier sein wird, um mich mit sich in das Besserungshaus zurückzunehmen.

„Von da an ist mein Leben kaum mehr als das beständige, vergebliche Ringen eines Weibes, um seinen Platz in der Welt wieder einzunehmen.

„Als die Hausmutter mich im Besserungshause aufnahm, bekannte sie offen, daß sich mir arge Hindernisse entgegenstellten. Allein sie sah mein aufrichtiges Bestreben und fühlte, als eine Frau von gutem Herzen, Theilnahme und Mitleiden mit mir. Ich selbst schrak nicht davor zurück, den langen, dornenvollen Weg zu einem neuen, unbescholtenen Lebenswandel von der niedersten Stufe — von häuslichem Dienen an — zu

beschreiten. Zuerst gründete ich mir die Möglichkeit einer neuen Stellung durch mein Verhalten in der Besserungsanstalt, und dann trat ich zur Probe in ein anständiges Haus ein. Ich mußte schwer arbeiten und that es, ohne zu klagen; allein das Vermächtniß meiner Mutter hatte mir von allem Anfange an nur Schaden gebracht. Meine äußere Erscheinung gab Anlaß zu Bemerkungen; mein Wesen und Benehmen war anders, als das jener Personen, unter die mich mein Los verschlagen hatte. Ich trat von einer Stelle in die andere — immer mit demselben Ergebniß. Verdacht und Eifersucht konnte ich ertragen; aber der gegen mich anstürmenden Neugierde stand ich ohne Waffen gegenüber. Früher oder später konnten die Nachforschungen die Wahrheit aufdecken. Zuweilen drohten die Dienstleute insgesammt meinetwegen zu kündigen — da mußte ich dann fort. Dann kam es wieder vor, wenn irgendwo ein junger Mann in der Familie war, daß man mich mit ihm in's Gerede brachte — und ich mußte aus dem Hause. Wenn Ihnen darum zu thun ist, so kann Miß Roseberry Ihnen die Geschichte jener traurigen Tage mittheilen. Ihr habe ich sie in jener denkwürdigen Nacht erzählt, als wir im französischen Häuschen zusammentrafen; aber sie jetzt wiederholen, habe ich

nicht den Muth. Allmälig brach ich unter diesen hoffnungslosen Kämpfen zusammen. Die Verzweiflung erfaßte mich — ich verlor das Vertrauen auf Gott und seine Gnade. Gar oft ging ich nach einer oder der andern Brücke, blickte über die Rampe in den Fluß und sprach zu mir selbst: „Andere haben es gethan, warum sollte ich es nicht auch thun?"

„Damals haben Sie mich gerettet, Mr. Gray, — wie Sie mich auch später gerettet haben. Ich war mit unter der Versammlung, an die Sie in der Capelle des Besserungshauses Ihre Predigt richteten. Sie haben außer mir noch manche Andere mit der schweren Pilgerfahrt unseres Lebens versöhnt; im Namen Jener, wie in meinem Namen danke ich Ihnen dafür.

„Ich weiß nicht mehr, wie lange es nach diesem glücklichen Tage war, an dem Sie uns getröstet und aufgerichtet hatten, als der Krieg zwischen Frankreich und Deutschland zum Ausbruch kam. Aber ich werde nie vergessen, wie eines Abends die Hausmutter mich auf ihr Zimmer rufen ließ und zu mir sprach: „Theueres Kind, Ihr Leben hier ist zwecklos. Wenn Sie noch so viel Muth besitzen, um es anderswie zu verwerthen, so kann ich Ihnen dazu Gelegenheit geben."

„Einen Monat hindurch wurde ich in einem Lon-

doner Spital geschult; eine Woche später trug ich bereits das rothe Kreuz der Genfer Convention — ich war als Krankenpflegerin einer französischen Ambulanz zugetheilt. Als Sie mich zum ersten Mal sahen, Mr. Holmcroft, war ich noch in meiner Wärterinnen-Tracht; aber ein grauer Mantel verhüllte sie Ihrem und jedem anderem Auge.

„Sie wissen, was zunächst darauf folgte; Sie wissen, wie ich hier in dieses Haus gelangte.

„Ich habe bei dieser Schilderung meines Lebens die Prüfungen und Drangsale nicht in ihrer ganzen Furchtbarkeit darzustellen versucht; ich habe damals ein treues Bild davon entworfen, als ich mit Miß Roseberry jene Nacht zubrachte — es war ein Leben ohne Hoffnung. Mögen Sie nie die Versuchung fühlen, die an mich herantrat, als die Granate im französischen Häuschen ihr Opfer zu Boden schlug. Da lag sie — todt! Ihr Name war makellos. Ihre Zukunft verhieß mir den Lohn, der dem ehrlichen Bestreben einer reumüthigen Sünderin verweigert war. Ich konnte meinen Platz in der Welt wieder einnehmen, er bot sich mir dar, wenn ich mich dazu herbeiließe, ihn durch einen Betrug zu gewinnen. Für mich gab es keine Aussichten, auf die ich hätte hinblicken können; mir stand kein

Freund zur Seite, der mir gerathen, mich gerettet hätte; die schönsten Jahre meines Lebens waren in dem fruchtlosen Ringen nach der Wiedererlangung meines früheren guten Namens dahingegangen. In dieser Lage trat mir zum ersten Mal die Möglichkeit, mich für Miß Roseberry auszugeben, lebhaft vor die Seele. Willenlos, gedankenlos — wenn Sie wollen in sträflicher Leichtfertigkeit — ließ ich es geschehen, daß Sie mich unter dem Namen Miß Roseberry's durch die deutschen Linien führten. Bei meiner Ankunft in England machte ich, da ich inzwischen Zeit zum Nachdenken gehabt, die erste und letzte Anstrengung zur Rückkehr, ehe es zu spät war. Ich ging nach dem Besserungshause und blieb auf der andern Seite der Straße, dem Gebäude gegenüber, stehen, den Blick auf seine Mauern gerichtet. Das alte, hoffnungslose Leben voll unauslöschlicher Schmach stand vor mir, als sich meine Augen auf die wohlbekannte Thüre hefteten; das Entsetzen vor der Rückkehr zu dieser Existenz überstieg meine Kraft im Erdulden. In dem Augenblick fuhr ein leerer Wagen vorbei. Der Kutscher hielt die Hand in die Höhe. In gänzlicher Verzweiflung ließ ich ihn halten; und als er fragte „wohin?" — gab ich ebenso zur Antwort: „Nach Mablethorpe-House."

„Was ich im Geheimen gelitten, seitdem ich durch meinen eigenen, erfolgreichen Betrug unter den Schutz Lady Janet's gestellt war, will ich unbesprochen lassen. Ihnen werden jetzt so manche unerklärliche Dinge in meinem Benehmen auf einmal klar geworden sein. Sie müssen längst erkannt haben, daß ich nicht glücklich war. Jetzt wissen Sie, warum ich es nicht war.

„Mein Bekenntniß ist jetzt zu Ende; endlich hat das Gewissen gesprochen. Ich gebe Ihnen Ihr Versprechen zurück — Sie sind frei. Mr. Julian Gray gebührt der Dank dafür, daß ich als meine eigene Anklägerin wegen der begangenen Kränkung hier vor dem Manne stehe, gegen den ich mich vergangen habe."

Dreiundzwanzigstes Capitel.

Der Urtheilsspruch.

Es war geschehen. Die letzten Laute ihrer Stimme gingen allmälig in dem tiefen Schweigen der drei Personen unter.

Julian erhob sich und blickte sie an.

Ihre Augen hafteten noch auf Horace. Konnte er nach dem, was er gehört, diesem sanften, bittenden Blick widerstehen? Würde er ihr verzeihen? Schweigend war er ihrer Erzählung vom Anfang bis zum Ende gefolgt; auch jetzt schwieg er.

Zum letzten Mal — an dem Wendepunct ihres Lebens — sprach Julian für sie. Seine Liebe zu ihr war nie mächtiger gewesen, als gerade in jenem Augenblick; es war jetzt selbst für seine große Seele eine schwere Probe, sie Horace zuzuführen und damit von

sich für ewig zu trennen. Allein er hatte ihr, ohne Rückhalt die kräftigste Hilfe versprochen, die ein wahrer Freund ihr bieten konnte. Treu und männlich hielt er Wort.

„Horace!“ rief er.

Horace blickte langsam empor. Julian fuhr fort:

„Sie sagte Ihnen, mir gebühre der Dank dafür daß ihr Gewissen gesprochen. Danken Sie vielmehr dem edlen Kern ihres Innern, der meiner Ermahnung zugänglich war! Erkennen Sie den unschätzbaren Werth eines Wesens, das die Wahrheit sprechen kann. Ihre tiefe, wahrhafte Reue erweckt Freude im Himmel; sollte sie da nicht ihr eigener Fürbitter auf Erden sein? Als Christ müssen Sie sie ehren! Als Mensch müssen Sie für sie fühlen!“

Er wartete. Horace antwortete nicht.

Mercy wendete ihre thränenvollen Augen nach Julian. In seinem Herzen fand sie Theilnahme! in seinen Worten Trost und Verzeihung! Als sie wieder auf Horace hinblickte, geschah es mit Anstrengung. Ihn hielt nichts mehr an ihr fest. Da regte sich auch in ihrem tiefsten Innern unwillkürlich der Gedanke — der nicht zu unterdrückende Gedanke — „habe ich den Mann auch wirklich jemals lieben können?“

Sie näherte sich ihm einen Schritt; die Vergangen=

heit lebte auch jetzt noch in ihr fort; es war nicht möglich, sie zu vergessen. Sie hielt ihm die Hand entgegen.

Er erhob sich — ohne Sie anzublicken.

„Wollen Sie mir," sprach Sie zu ihm, „ehe wir auf ewig von einander scheiden, die Hand reichen, zum Zeichen, daß Sie mir vergeben?"

Er zögerte. Er hob die Hand halb empor. Im nächsten Augenblick war die edle Regung seines Innern vorbei. Dafür trat eine niedrige Furcht an ihre Stelle, daß das Gefährliche, Bestrickende ihrer Berührung ihm nachtheilig werden könnte. Die Hand fiel an der Seite hernieder; er wandte sich rasch ab.

„Ich kann ihr nicht verzeihen!" sagte er.

Mit diesem furchtbaren Ausspruch, — ohne selbst einen letzten Blick auf sie — verließ er das Zimmer.

In dem Augenblick, als er die Thüre öffnete, brach die Verachtung, welche Julian für ihn empfand, rückhaltslos hervor.

„Horace," rief er, Sie sind nur zu beklagen!"

Kaum waren die Worte über seine Lippen, so wandte er seinen Blick zurück auf Mercy. Sie stand von Beiden abgekehrt in einem Winkel des Zimmers. Das erste bittere Vorfühl dessen, was ihr bei dem Rücktritt in die Welt bevorstand, hatte Horace in ihr

erregt! Kraft und Muth, die sie bisher gestützt, brachen jetzt, angesichts der furchtbaren — für eine Frau doppelt furchtbaren — Zukunft, voll Schande und Verachtung, in ihr zusammen. Sie fiel vor einem kleinen Divan in der äußersten Zimmerecke auf die Knie nieder und betete: „O Christus, habe Erbarmen mit mir!" — Mehr konnte sie nicht hervorbringen.

Julian kam zu ihr. Er wartete einen Augenblick. Dann berührte er sie freundlich mit der Hand; der Ton seiner Stimme schlug liebevoll tröstend an ihr Ohr.

„Erhebe Dich, Du armes, wundes Herz! schöne, gereinigte Seele, die Engel Gottes jauchzen über Dich! Tritt ein in die Reihen der edelsten Geschöpfe unseres Herrn!"

Indem er so sprach, zog er sie empor. Ihr ganzes Wesen gab sich ihm hin. Sie ergriff seine Hand — sie drückte sie an ihre Brust und drückte sie an ihre Lippen — plötzlich ließ sie sie wieder los und stand zitternd wie ein erschrockenes Kind vor ihm.

„Verzeihen Sie!" war Alles, was sie sagen konnte. „Ich fühlte mich so elend und verlassen — und Sie sind so gut gegen mich!"

Sie wollte fort von ihm. Vergebens — ihre Kraft war dahin; sie griff nach der Lehne des Divan's, um

sich zu stützen. Er blickte sie an. Das Geständniß seiner Liebe drängte über seine Lippen — noch ein Blick auf sie und er bezwang sich. Nein, jetzt nicht; nicht in diesem Augenblick der Hilflosigkeit und Beschämung; nicht, wenn sie aus Schwäche einem Gefühl Raum gab, das sie späterhin bereute. Sein edles Herz hatte sie von Anbeginn geschont und für sie statt ihrer gefühlt; so schonte er sie auch jetzt.

Er wollte sie nun verlassen — aber er ging nicht ohne ein Wort des Trostes.

„Denken Sie noch nicht an Ihr weiteres Leben," sprach er milde. „Ich will Ihnen einen Vorschlag machen, wenn Sie nur erst wieder beruhigt und gesammelt sind." Er öffnete die nächstliegende Thüre — in das Speisezimmer — und schritt hinaus.

Die Diener, welche damit beschäftigt waren, die Tafel vollends für die Mahlzeit herzurichten, bemerkten, als Mr. Julian in das Zimmer trat, daß seine Augen mehr als je glänzten. „Er sah so aus," meinten sie, „als erwartete er eine angenehme Nachricht." Sie waren geneigt zu glauben — obgleich er dafür noch sehr jung war — daß dem Neffen ihrer Herrin irgend eine Beförderung in seinem kirchlichen Amte bevorstehe.

— — — — — — — — — — — — — — —

Mercy ließ sich auf dem Divan nieder.

Der physische Organismus des Menschen vermag Schmerzen nur bis zu einem gewissen Grad zu ertragen. Haben die Leiden diesen höchsten Punkt erreicht, so stumpft sich am Ende die nervöse Empfindlichkeit ab. Diese Regel in der Natur bewahrheitet sich aber nicht blos an körperlichen Kranken, sondern auch an Kranken der Seele. Kummer, Zorn, Schrecken haben auch ihre bestimmten Grenzen. Die Empfindlichkeit der Seele erreicht in gleicher Weise, wie jene der Nerven, den Grad gänzlicher Erschöpfung, wo sie nichts mehr fühlt.

Die Fähigkeit zu leiden, hatte in Mercy ihr Ende erreicht. Sie war allein im Bibliothekzimmer und fühlte nur das Eine, das Wohlthätige der Ruhe; kaum daß sie sich der letzten Worte entsann, die Julian im Fortgehen zu ihr gesprochen, und über deren Sinn sie nicht recht klar war. — Mehr war sie nicht im Stande zu denken.

Eine Weile verging — eine kurze Weile ungestörter Ruhe.

Sie hatte sich hinreichend erholt, um auf ihre Uhr zu sehen und danach zu bemessen, wie lange sie noch auf Julian's versprochene Rückkehr zu warten habe.

Während sich ihre Gedanken langsam und matt in dieser Richtung bewegten, wurde plötzlich draußen in der Vorhalle die Glocke gezogen, welche die in diesem Theil des Hauses beschäftigten Diener herbei zu rufen pflegte. Horace hatte das Zimmer durch die Thüre verlassen, welche in die Vorhalle führte und sie dabei zu schließen vergessen. Sie hörte die Glocke ganz deutlich — und im nächsten Augenblick, noch deutlicher, die Stimme Lady Janet's!

Sie sprang empor. Der Brief von Lady Janet steckte noch in ihrer Tasche — der Brief, in welchem sie ihr entschieden befahl, das Bekenntniß aufzugeben, das ihre Lippen nun bereits gesprochen! Es war bald Essenszeit; im Bibliothekzimmer liebte es die Herrin des Hauses, sich mit ihren Gästen um diese Stunde zu versammeln. Es blieb kein Zweifel, Lady Janet hatte sich nur auf dem Weg in das Zimmer in der Vorhalle aufgehalten.

Für Mercy blieb jetzt nur noch die Wahl, entweder sich rasch durch die Thüre des Speisezimmers zu entfernen — oder hier an ihrem Platze zu bleiben, auf die Gefahr hin, über kurz oder lang eingestehen zu müssen, daß sie mit Vorbedacht ihrer Wohlthäterin ungehorsam gewesen war. Die jüngsten Leiden hatten ihre

Kraft erschöpft; und so stand sie zitternd, unschlüssig, welchen von beiden Wegen sie einschlagen sollte.

Die Stimme Lady Janets drang hell und entschieden in das Zimmer herein. Sie gab dem Diener, der auf den Ruf der Glocke erschienen war, einen Verweis.

„Haben Sie sich nicht in meinem Hause um die Lampen zu bekümmern?“

„Ja, Mylady.“

„Habe ich Ihnen nicht auch Ihren Lohn zu bezahlen?“

„Wenn es Ihnen so beliebt, Mylady.“

„Nun denn, weshalb finde ich das Licht hier in der Halle düster brennen und den Docht dort in der Lampe rauchen? Vernachlässige ich meine Pflicht Ihnen gegenüber nicht, so fordere ich auch, daß Sie die Ihre pünktlich erfüllen.“

So streng hatte für Mercy Lady Janet's Stimme noch nie geklungen. Sprach sie in diesem Ton zu dem Diener, der eine Lampe schlecht versorgt, was konnte da ihre Pflegetochter erwarten, die ihrem dringenden Zureden und ihren Befehlen in gleicher Weise Trotz geboten hatte?

Doch mit jenem Verweise hatte Lady Janet ihr

Gespräch mit dem Diener nicht beendet. Sie richtete noch eine Frage an ihn.

„Wo ist Miß Roseberry?"

„Im Bibliothekzimmer, Mylady."

Mercy kehrte zum Divan zurück. Sie konnte nicht mehr länger stehen; nicht einmal so viel Kraft war ihr geblieben, um ihre Augen nach der Thüre zu wenden.

Rascher als sonst trat Lady Janet herein. Sie näherte sich dem Divan und klopfte mit ihrem Finger Mercy scherzhaft auf die Wange.

„Wie säumig Sie sind, liebes Kind! Noch nicht zu Tische angezogen? O pfui, pfui."

Das klang so scherzhaft liebevoll, wie es die Bewegung gewesen, die diese Worte begleitet hatte. In sprachlosem Erstaunen blickte Mercy zu ihr auf.

Lady Janet war in ihrem Anzug stets durch Geschmack und Pracht hervorragend; aber bei dieser Gelegenheit hatte sie sich selbst übertroffen. Da stand sie im reichen Sammtkleid, mit ihren kostbarsten Juwelen, ihren schönsten Spitzen geschmückt — und doch wurde Niemand zum Mittagstisch erwartet, außer dem gewöhnlichen kleinen Kreise von Mablethorpe-House. Mercy gewahrte dies mit Befremden; und bald bemerkte sie, daß zum erstenmal, seit sie sich kannten, Lady Janet

es vermied, ihren Augen zu begegnen. Die alte Dame ließ sich freundschaftlich auf dem Divan nieder; sie verspottete mit anmuthigem Scherz das glatte, jeder Verzierung bare Kleid ihres „säumigen Kindes,“ schlang ihren Arm liebreich um Mercy's Taille und brachte eigenhändig ihre verwirrten Locken in Ordnung — aber in dem Augenblicke, als Mercy sie ansah, entdeckte Lady Janet auf einmal etwas besonders Interessantes in den wohlbekannten Gegenständen, welche die Wände des Zimmers rings umgaben.

Was hatten diese Veränderungen in ihrem Benehmen zu bedeuten? Auf was erlaubten sie zu schließen?

Wäre Julian gegenwärtig gewesen, so hätte seine tiefere Kenntniß der menschlichen Natur den Schlüssel zu diesem Geheimniß gegeben. Er hätte erkannt, so unglaublich es war, daß die Scheu, welche Mercy vor Lady Janet empfand, nicht minder diese Mercy gegenüber erfüllte. So war es auch. Die Frau, welche mit unerschütterlicher Fassung die ärgste Frechheit Grace Roseberry's in der Stunde ihres Triumphes besiegt, — die Frau, welche, ohne einen Augenblick zu wanken, um jeden Preis Mercy's wahre Stellung im Hause mit dem Schleier des Geheimnisses bedecken wollte — sie verlor jetzt zum ersten Mal den Muth, als sie dem

Wesen von Angesicht zu Angesicht gegenüberstand, dem zuliebe sie soviel gelitten, so viel geopfert hatte. Sie war vor dem Zusammentreffen mit Mercy ebenso zurückgeschreckt, wie diese selbst. Die Pracht ihres Anzuges hatte nur dazu gedient, um, nachdem alle Gründe, die Begegnung zu verzögern, erschöpft waren, in einem langen umständlichen Ankleiden eine Entschuldigung zu finden. Selbst der dem Diener gegebene Verweis war nur ein weiteres Auskunftsmittel, um das Wiedersehen mit Mercy möglichst lang hinauszuschieben. Das eilige Betreten des Zimmers, die nervöse Scherzhaftigkeit ihrer Sprache und ihres Wesens, der ausweichende, unstäte Blick ihrer Augen, Alles entsprang demselben Gefühl. In Gegenwart von Anderm hatte Lady Janet erfolgreich den Widerspruch ihres innersten Zartgefühles, ihres angebornen Ehrgefühls zum Schweigen gebracht. In Mercy's Gegenwart, an der sie mit mütterlicher Liebe hing — in Mercy's Gegenwart, für die sie sich zu absichtlichem Verbergen der Wahrheit entschließen konnte, — drängte Alles, was Hohes, Edles in ihrer Seele lag, hervor und schalt sie für ihr Betragen. Was soll die Tochter meiner Wahl, das erste und letzte Kind meiner mütterlichen Liebe von mir denken, wenn ich nun die Mitschuldige eines Betruges bin, dessen sie sich schämt? Wie kann

ich ihr in's Auge blicken, nachdem ich, aus selbstsüchtiger Rücksicht für meine eigene Ruhe nicht gezögert, ihr das offene Geständniß der Wahrheit zu verbieten, welches sie sich aus feinerem Pflichtgefühl freiwillig auferlegt hatte? Diese quälenden Fragen beschäftigten die Gedanken Lady Janet's, indeß ihr Arm Mercy liebevoll umschlungen hielt, und ihre Finger zutraulich Mercy's Haar glatt strichen. Daraus, nur daraus entsprang die innere Regung, welche mit dem Unbehagen einer erkünstelten Leichfertigkeit alle erdenklichen Gesprächsstoffe berührte, solange sie die Zukunft betrafen, und Alles vermieden wurde, was auf die Gegenwart und Vergangenheit Bezug hatte.

„Der Winter hier ist unerträglich," begann Lady Janet. „Ich habe darüber nachgedacht, Grace, ob sich nicht da etwas Besseres finden ließe."

Mercy stutzte. Lady Janet hatte sie „Grace" genannt; sie that also noch immer, als wenn sie Nichts von der Wahrheit ahnte.

„Nein," fuhr Lady Janet fort, indem sie Mercy's Bewegung absichtlich falsch verstand, „Sie sollen jetzt nicht gehen, um sich anzukleiden. Es ist dazu keine Zeit mehr; und ich will Sie gerne entschuldigen. Sie dienen mir wahrlich als Folie, liebes Kind. Ihr Anzug ist

ein Muster von Aermlichkeit. Ach! ich erinnere mich, als auch ich so meine Grillen und Liebhabereien hatte und in jedem Kleid gut aussah, trug ich mich gerade so, wie Sie. Genug davon. Wie gesagt, ich dachte eben und überlegte, was wir eigentlich thun könnten. Hier zu bleiben, ist wirklich unmöglich. Einen Tag kalt, den nächsten warm — ist das ein Klima! An der Gesell-sellschaft verlieren wir auch nichts, wenn wir fortgehen. So Etwas, wie die jetzige Gesellschaft, giebt es gar nicht mehr. Ein geputzter Pöbel macht sich einander Besuche, da zerreißen sie sich dann gegenseitig die Kleider und treten sich auf die Füße. Sind Sie besonders glücklich, so können Sie auf der Treppe sitzen, bekommen laues Eis zu essen und hören ringsherum schales Geschwätz in verlogener Rede. Das ist die moderne Gesellschaft. Hätten wir noch eine gute Oper, so verlohnte es sich, in London zu bleiben. Lesen Sie nur dort auf dem Tisch das Programm für diese Monate — da wird auf dem Papier alles Mögliche versprochen und auf der Bühne dann Nichts aufgeführt. Immer dieselben Stücke, von denselben Sängern demselben dummen Publicum vorgetragen, und das ein Jahr wie das andere — mit einem Wort, es sind die unerquicklichsten musikalischen Genüsse, die man in Europa finden kann.

Nein! jemehr ich daran denke, desto deutlicher wird es mir, daß uns nur eine Wahl übrig bleibt: wir müssen verreisen. Strengen Sie einmal den hübschen, kleinen Kopf an; wählen Sie Nord oder Süd, Ost oder West; mir ist es einerlei. Wohin sollen wir gehen."

Mercy blickte sie bei dieser Frage ruhig an.

Doch Lady Janet war noch rascher und blickte weg auf das Opern-Programm. Noch immer der traurige, falsche Schein! Noch immer die grausame nutzlose Verzögerung! Unfähig, die ihr aufgedrängte Lage noch länger zu ertragen, griff Mercy in die Tasche und holte den Brief Lady Janet's hervor.

„Werden Sie mir vergeben, Lady Janet," begann sie mit schwacher, unsicherer Stimme, „wenn ich einen peinlichen Gegenstand zu berühren wage? Ich habe kaum den Muth, zu gestehen." — Trotz ihrer festen Entschlossenheit, frei heraus zu sprechen, war doch die Erinnerung an frühere Liebe und Güte zu mächtig in ihr; die nächsten Worte erstarben auf ihren Lippen. Sie konnte nur den Brief emporhalten.

Lady Janet wollte den Brief nicht sehen. Sie war auf einmal ganz in ihre Armbänder vertieft.

„Ich weiß, was Sie sich zu gestehen scheuen, kleine Närrin!" rief sie aus. „Sie wollen nicht sagen,

daß Ihnen dieses düstere Haus zuwider ist. Liebes Herz! ich bin ganz Ihrer Meinung — ich bin meiner eigenen Pracht überdrüssig; ich sehne mich förmlich darnach, in einem behaglichen, kleinen Zimmer zu wohnen mit einer einzigen Magd zu meiner Bedienung. Wissen Sie, was wir thun wollen? Zuerst gehen wir nach Paris. Mein prächtiger Miglione, der König aller Couriere, soll allein uns begleiten. Er nimmt in einem der uneleganten Theile der Stadt eine Wohnung für uns. Wir wollen einmal nicht vornehm sein, Grace, blos wegen der Abwechslung. Wir wollen, wie man sagt, ein Zigeunerleben führen. Ich kenne eine Menge Schriftsteller, Maler und Schauspieler in Paris — das ist die lebhafteste Gesellschaft von der Welt, bis man sie satt hat. Wir werden im Restaurant speisen, in's Theater gehen und in kleinen, schäbigen Miethwagen umher fahren. Und wird uns das Leben dort zu eintönig, was nur zu wahrscheinlich ist, so breiten wir unsere Flügel aus und fliegen nach Italien und bringen uns auf diese Art um den Winter. Das ist etwas für Sie! Miglione wohnt in der Stadt. Ich schicke heute Abend noch nach ihm, und morgen reisen wir ab."

Mercy machte einen erneuten Versuch.

„Ich flehe zu Ihnen, Lady Janet, um Ihre Ver-

zeihung," begann sie wieder. „Ich habe Ihnen ernste Dinge zu sagen. Ich fürchte —"

„O, ich verstehe, was Sie meinen! Sie fürchten sich, den Canal zu passiren und wollen es nicht gerne gestehen. O! die Ueberfahrt dauert ja kaum zwei Stunden; wir bleiben in einer Privatcabine. Aber ich will gleich fortschicken — der Courier könnte vielleicht verhindert sein. Ziehen Sie die Glocke."

„Lady Janet, ich muß mich in mein schweres Schicksal fügen. Ich habe keine Hoffnung, in irgendwelche Ihrer Pläne für die Zukunft wieder mit verflochten zu werden —"

„Was! Sie fürchten sich vor unserem Zigeunerleben in Paris? Bedenken Sie doch, Grace. Nichts hasse ich mehr als einen alten Kopf auf jungen Schultern Weiter sage ich nichts. Ziehen Sie die Glocke."

„Es kann nicht so fortgehen, Lady Janet! Es giebt dafür keine Worte, wie unwürdig Ihrer Güte ich mich fühle, wie ich beschämt bin" —

„Auf meine Ehre, liebes Kind, ich stimme mit Ihnen überein. Sie sollten sich schämen, in Ihrem Alter mich zu zwingen, daß ich aufstehe, um die Glocke zu ziehen."

Ihre Hartnäckigkeit war unbeugsam; sie machte einen Versuch, vom Divan aufzustehen. Aber ein Mittel

stand Mercy zu Gebot. Sie kam Lady Janet zuvor und zog die Glocke.

Der Diener erschien. Er hielt einen kleinen Präsentirteller in der Hand; darauf lag eine Karte und außerdem noch ein Blatt Papier, das wie ein offener Brief aussah.

„Wissen Sie, wo mein Courier in London wohnt?" fragte Lady Janet.

„Ja, Mylady."

„Einer der Reitknechte soll zu Pferd zu ihm; es hat Eile. Der Courier soll ganz gewiß morgen Früh hier sein — ehe der Zug nach Paris abgeht. Haben Sie verstanden?"

„Ja, Mylady."

„Was haben Sie da? Etwas für mich?"

„Für Miß Roseberry, Mylady."

Bei diesen Worten übergab der Diener Mercy die Karte und den offenen Brief.

„Die Dame wartet im Frühstückzimmer, Miß. Sie hat mir aufgetragen, Ihnen zu sagen, daß Sie in der Zeit nicht gedrängt ist und warten kann, wenn Sie noch nicht fertig sind."

Nachdem der Diener seine Botschaft ausgerichtet, verschwand er wieder.

Mercy las den Namen auf der Karte, die Hausmutter war da! Dann sah sie in den Brief. Es schien ein gedrucktes Rundschreiben zu sein, welchem auf der leeren Seite einige Zeilen mit Bleistift zugefügt waren. Die gedruckten und geschriebenen Worte schwammen ihr vor den Augen. Sie fühlte mehr, als sie es sah, daß die Aufmerksamkeit Lady Janet's fest auf sie gerichtet war. Mit der Ankunft der Hausmutter hatten nun die kleinlichen falschen Vorwände und die grausame Verzögerung ihr Ende erreicht.

„Ist es eine Ihrer Freundinnen, mein Kind?"

„Ja, Lady Janet."

„Kenne ich sie?"

„Ich glaube nicht, Lady Janet."

„Sie sehen aufgeregt aus. Bringt Ihnen dieser Besuch etwa unangenehme Nachrichten? Kann ich Ihnen da helfen?"

„Sie können zu Ihrer bisherigen Güte gegen mich viel — unberechenbar viel — hinzufügen, wenn Sie nur mit mir tragen und mir vergeben wollen."

„Mit Ihnen tragen und Ihnen vergeben? Ich verstehe Sie nicht."

„Vielleicht kann ich es Ihnen erklären. Denken Sie über mich, wie Sie wollen, Lady Janet, nur

halten Sie mich, um Gottes willen, nicht für undankbar!"

Lady Janet erhob die Hand dagegen.

„Ich hasse alle Erklärungen," sprach sie in scharfem Ton. „Niemand sollte dies besser wissen, als gerade Sie. Vielleicht giebt der Brief jener Dame statt Ihrer die Auskunft. Weshalb haben Sie ihn noch nicht angesehen?"

„Ich bin in großer Verwirrung, Lady Janet, wie Sie eben selbst bemerkten."

„Haben Sie einen Grund, mir den Namen Ihres Besuches zu verschweigen?"

„Nein, Lady Janet."

„Nun, so zeigen Sie mir die Karte."

Mercy gab ihr jetzt die Karte der Hausmutter, wie sie vorhin Horace deren Telegramm gegeben hatte.

Lady Janet las den Namen darauf — überlegte — fand ihn völlig unbekannt — und sah dann nach der Adresse: „Western District, Besserungshaus, Milburn Rood."

Eine Dame im Zusammenhange mit einem Besserungshaus," sprach sie zu sich selbst; „und sie erscheint hier, weil sie bestellt ist — wenn ich die Botschaft des Dieners so recht verstanden habe. Wahrhaftig eine ungewöhnliche Stunde, um Beiträge zu sammeln!"

Sie hielt inne. Sie runzelte die Stirn; ihre Züge nahmen einen harten Ausdruck an. Ein Wort von ihrer Seite hätte jetzt genügt, um die Unterredung ihrem unvermeidlichen Ende zuzuführen; aber sie sprach das Wort nicht aus. Bis zuletzt blieb sie dabei, die Wahrheit nicht sehen zu wollen. Sie schob die Karte neben sich auf den Divan, und deutete mit ihrem langen, gelblich-weißen Zeigefinger auf den gedruckten Brief, der nebst dem ihrigen in Mercy's Schooß lag.

„Wollen Sie ihn lesen oder nicht?" fragte sie.

Mercy hob die Augen zu ihr empor, sie füllten sich sogleich mit Thränen.

„Dürfte ich Sie bitten, Lady Janet, ihn mir vorzulesen?" sagte sie — und dabei reichte sie ihr den Brief der Hausmutter hin.

Es war ein gedruckter Bogen, in welchem die Besserungsanstalt eine neue Erweiterung ihrer Thätigkeit ankündigte. Die Spender von Beiträgen sollten davon in Kenntniß gesetzt werden, daß das Asyl und Erziehungshaus, welches bisher nur Frauen aufnahm, erweitert wurde, um nunmehr auch verwahrloste, in den Straßen aufgegriffene Kinder unterzubringen. Was die Anzahl der kleinen Wesen betraf, die auf solche Weise gerettet und geschützt werden sollten, so hing das

natürlich von der Güte der Freunde des Unternehmens ab. Die Erhaltungskosten jedes einzelnen Kindes sollten so gering als möglich sein. Zum Schluß ward dem Rundschreiben noch eine Liste einflußreicher Personen beigegeben, welche durch eine Erhöhung ihres Beitrages die Kosten gedeckt hatten und weiter einen kurzen Ueberblick über die gedeihlichen Fortschritte des Instituts.

Die mit Bleistift geschriebenen Zeilen von der Hand der Hausmutter standen auf der freien Seite.

„Ihr Brief, meine Theuere, sagt mir, daß Sie — in Erinnerung an Ihre eigene Kindheit — bei Ihrer bevorstehenden Rückkehr in unsere Mitte sich der Rettung armer verwahrloster Kinder widmen möchten. Der beifolgende Bogen wird Ihnen zeigen, daß ich Ihren Wunsch befriedigen kann. Das Geschäft, welches mich heute Abend in Ihre Nähe führte, war eben, mich eines armen Kindes, eines kleinen Mädchens anzunehmen, das in trostloser Lage unseres Schutzes bedarf. Ich habe es gewagt, sie mit hierher zu bringen, in der Hoffnung, daß das kleine Wesen Ihnen den schweren Schritt erleichtern werde. Wir Beide erwarten Sie, um Sie mit uns in die frühere Heimatstätte zurückzunehmen. Ich schreibe dies, anstatt es Ihnen zu sagen, weil ich vom Diener gehört habe, daß Sie nicht

allein sind, und ich mich als Fremde nicht bei der Dame des Hauses eindrängen will."

Lady Janet hatte diese geschriebenen, wie die gedruckten Zeilen laut vorgelesen. Ohne ein Wort darüber zu verlieren, legte sie den Brief, wohin sie die Karte gelegt; dann erhob sie sich und stand einen Augenblick in starrem Schweigen vor Mercy, den Blick auf sie gerichtet. Die plötzliche Veränderung, welche der Brief an ihr hervorgebracht, war, so ruhig sie sich vollzogen hatte — schrecklich anzusehen. In der gerunzelten Stirn, dem flammenden Blick, den zusammengepreßten Lippen sah geschmähte Liebe, beleidigter Stolz auf die Verlorene herab und sprach, wie mit deutlichen Worten: Sie haben es endlich dahin gebracht.

„Wenn dieser Brief Etwas sagen soll," sprach sie, „so ist es, daß Sie im Begriffe stehen, mein Haus zu verlassen. Daß Sie diesen Schritt thun wollen, kann aber nur Einen Grnnd haben."

„Es ist die einzige Sühne, Lady Janet, die mir übrig bleibt."

„Ich sehe da vor Ihnen einen zweiten Brief. Ist das der Meine?"

„Ja."

„Haben Sie ihn gelesen?"

„Ja, ich habe ihn gelesen."

„Haben Sie Horace Holmcroft gesehen?"

„Ja."

„Haben Sie es ihm gesagt —"

„O, Lady Janet!" —

„Unterbrechen Sie mich nicht. Haben Sie Horace Holmcroft gesagt, was ich Ihnen in meinem Brief verboten habe, ihm oder irgend einem lebenden Wesen mitzutheilen? Ich verlange keine Vorstellungen und Entschuldigungen. Antworten Sie mir sofort; und mit einem Wort — Ja oder Nein."

Selbst diese hochmüthige Sprache, dieser erbarmungslose Ton vermochte nicht, in Mercy das geheiligte Andenken an die einstige Güte und Liebe zu vernichten. Sie fiel auf die Knie — ihre ausgestreckten Arme berührten Lady Janet's Kleid, diese zog ihr Kleid rasch zurück und wiederholte finster ihre letzten Worte.

„Ja oder Nein?"

„Ja."

Sie hatte es endlich gestanden! Dafür also war Lady Janet gegen Grace Roseberry nachgiebig gewesen; dafür hatte sie Horace Holmcroft beleidigt; dafür hatte sie sich zum ersten Mal zu entwürdigendem Versteckens-

spielen und einem Vergleich herbeigelassen, über den sie Scham empfinden mußte. Für all ihre Leiden und Opfer hatte sie jetzt nichts, als den Anblick eines Wesens, das, im Bewußtsein der Uebertretung eines Gebotes, hier vor ihr auf den Knien lag, das ihre Gefühle mit Füßen trat und ihr das Haus verödete! Und wer war Diejenige, die das gethan? Es war Dieselbe, welche den Betrug begangen und darin verharrt hatte, bis ihre Wohlthäterin ihre Mitschuldige geworden war. Dann, erst dann hatte sie es plötzlich als ihre heilige Pflicht erkannt, die Wahrheit zu bekennen!

In stolzem Schweigen empfing die große Dame den Schlag, der sie getroffen; in stolzem Schweigen kehrte sie ihrer Pflegetochter den Rücken und schritt nach der Thüre.

Mercy wandte sich noch einmal flehend an die gütige Freundin, die sie gekränkt — an die zweite Mutter, die sie geliebt hatte.

„Lady Janet! Lady Janet! Gehen Sie nicht so von mir, ohne ein Wort des Abschieds. O, haben Sie nur ein wenig Mitleid mit mir! Ich kehre in ein Leben voller Demüthigung zurück — der Schatten einer früheren Schmach deckt mich von Neuem. Wir

werden uns niemals wiedersehen. Wenn ich es auch nicht verdient habe, lassen Sie sich von meiner Reue bewegen! Sagen Sie, daß Sie mir verzeihen!"

Lady Janet wandte sich auf der Schwelle um.

„Undank verzeihe ich nie," sprach sie. „Gehen Sie zurück in das Besserungshaus."

Die Thüre fiel hinter ihr in's Schloß. Mercy war allein.

Ohne Verzeihung von Horace, ohne Verzeihung von Lady Janet! Sie preßte die Hände an ihre brennende Stirn — und versuchte, zu denken. O, die kühle Nachtluft! Das freundliche Obdach des Besserungshauses! Das war nur das Sehnen in ihrer Brust; Denken konnte sie nicht.

Sie zog die Glocke — und fuhr erschrocken zusammen, als sie es gethan. Hatte sie noch ein Recht, sich diese Freiheit zu erlauben? Daran hätte sie vorher denken sollen. Gewohnheit — Alles Gewohnheit. Wie viel hundert Mal hatte sie in Mablethorpe-House die Glocke gezogen!

Der Diener trat ein. Sie setzte ihn in Erstaunen — sie sprach so furchtsam zu ihm; ja entschuldigte sich, daß sie ihn bemühte!

„Es thut mir leid, daß ich Ihnen unbequem sein

muß. Wollen Sie so gut sein, der Dame zu sagen, daß ich für sie bereit bin?"

„Warten Sie noch mit dem Ausrichten dieses Auftrages," sprach eine Stimme hinter ihnen, „bis Ihnen wieder geklingelt wird."

Mercy blickte erstaunt empor. Julian war durch die Thüre des Speisezimmers wieder hereingetreten.

Vierundzwanzigstes Capitel.

Die letzte Prüfung.

Der Diener verschwand und ließ sie allein beisammen. Mercy sprach zuerst.

„Mr. Gray!" rief sie aus, „weshalb haben Sie meinen Auftrag auszurichten verschoben? Wüßten Sie Alles, was ich weiß, Sie würden erkennen, daß es nicht gütig von Ihnen gehandelt ist, mich hier zurückzuhalten."

Er trat näher an sie heran — ihre Worte überraschten, ihr Blick beunruhigte ihn.

„Ist in meiner Abwesenheit Jemand hier gewesen?" fragte er.

„Lady Janet war hier. Ich kann nicht sprechen — mein Herz ist zermalmt — ich kann nichts mehr ertragen. „Lassen Sie mich gehen!"

So kurz die Antwort gewesen, sie hatte Julian genug gesagt. Wie er Lady Janet's Charakter kannte, wußte er jetzt, was geschehen war. Sein Gesicht verrieth unverhohlene Enttäuschung und Betrübniß.

„Ich hatte gehofft, bei Ihnen zu sein, wenn Sie mit Lady Janet zusammentreffen und wollte den Auftritt verhindern," sprach er. „Glauben Sie mir, sie wird Alles, was sie jetzt Hartes und Voreiliges gethan, wieder gut machen, sobald sie nur erst Zeit gehabt hat, nachzudenken. Versuchen Sie, milde darüber zu urtheilen, daß sie Ihnen Ihr schweres Opfer noch schwerer gemacht hat. Sie sind dadurch nur noch höher gestiegen — vor mir sind Sie nun noch edler, mir noch theurer geworden. Verzeihen Sie, wenn ich dies so in klaren Worten bekenne. Ich kann mich nicht zurückhalten — mein Gefühl ist zu mächtig."

Sonst würde Mercy wohl das hervordrängende Geständniß in seiner Stimme gehört, in seinen Augen gelesen haben. Jetzt war ihre feinere Einsicht betäubt, ihr Scharfblick abgestumpft. Sie hielt ihm die Hand hin, als fühlte sie unbestimmt, daß er gütiger als je gegen sie sei — aber mehr fühlte sie nicht.

„Zum letzten Mal muß ich Ihnen danken," sprach sie. „So lange ich lebe, wird auch die Dankbarkeit in

mir fortleben. Lassen Sie mich gehen. Solange ich mich noch in der Gewalt habe, lassen Sie mich gehen!"

Sie wollte von ihm fort und an der Glocke ziehen. Er hielt sie fest bei der Hand und zog sie näher an sich.

„In das Besserungshaus?" fragte er.

„Ja!" sagte sie. „Wieder nach Hause!"

„Sprechen Sie nicht so!" rief er aus. „Ich kann es nicht hören. Nennen Sie das Besserungshaus nicht Ihr Heim!"

„Wo ist es sonst? Wohin kann ich sonst gehen?"

„Deswegen bin ich gekommen, um Ihnen das zu sagen. Erinnern Sie sich, ich wollte Ihnen einen Vorschlag machen?"

Sie fühlte den glühenden Druck seiner Hand; sie sah, wie das aufsteigende Entzücken in seinen Augen flammte. Ihr müder Geist richtete sich ein wenig auf. Sie begann zu zittern unter dem magnetischen Einfluß seiner Berührung.

„Einen Vorschlag machen?" wiederholte sie. „Was kann man da vorschlagen?"

„Lassen Sie mich meinerseits eine Frage an Sie stellen. Was haben Sie heute gethan?"

„Sie wissen, was ich gethan — es ist Ihr Werk,"

antwortete sie demüthig. „Warum kommen Sie jetzt darauf zurück?“

„Ich komme zum letzten Mal darauf zurück; und dies in einer Absicht, die Sie bald begreifen werden. Sie haben Ihre Heirat aufgegeben; Sie haben die Liebe Lady Janet's verscherzt; alle Ihre Aussichten für ein Fortkommen in der Welt sind zerstört — Sie kehren jetzt voll Selbstverleugnung in ein Leben zurück, das Sie selbst als ein hoffnungsloses geschildert haben. Und das Alles haben Sie freiwillig gethan — in einem Augenblick, wo Ihre Stellung hier im Hause eine vollständig gesicherte war — nur um der Wahrheit willen. Sagen Sie mir, kann ein Weib, das dieses Opfer zu bringen im Stande ist, sich als des Vertrauens unwürdig erweisen, das ein Mann mit der Uebertragung seiner Ehre und seines Namens in sie setzt?“

Endlich verstand sie ihn. Mit einem Aufschrei riß sie sich von ihm los. Die Hände zusammengeschlagen stand sie zitternd, den Blick auf ihn gerichtet, da.

Er ließ ihr keine Zeit zu denken. Ohne daß er sich selbst eines Wollens oder auch nur einer besondern That bewußt wurde, flossen ihm die Worte von den Lippen.

„Mercy, vom ersten Augenblick an, als ich Sie

sah, habe ich Sie geliebt! Sie sind frei; ich darf es gestehen; ich darf Sie fragen: wollen Sie meine Frau sein!"

Weiter und weiter zog sie sich vor ihm zurück, die Hand mit einer wilden, flehenden Geberde gegen ihn erhebend.

„Nein! nein!" rief sie. „Bedenken Sie, was Sie sagen! Bedenken Sie das Opfer, das Sie brächten! Es kann, es darf nicht sein."

Auf sein Gesicht lagerte sich der Schatten einer plötzlich aufgestiegenen Befürchtung. Er ließ den Kopf auf die Brust sinken; und seine Stimme klang so leise, daß Mercy sie kaum hören konnte.

„Ich hatte etwas vergessen," sprach er. „Sie haben mich daran erinnert."

Sie wagte sich wieder mehr in seine Nähe. „Habe ich Ihnen wehe gethan?"

Er lächelte traurig. „Sie haben mich aufgeklärt. Ich hatte vergessen, daß Liebe für Sie noch kein Grund sei, um Ihrerseits ein gleiches Gefühl für mich zur Folge zu haben. Sagen Sie, daß dem so ist, Mercy — und ich gehe."

Ein schwacher Schimmer von Roth bedeckte ihr Gesicht — verschwand dann wieder und mochte einer

tiefen Blässe Platz. Ihre Augen hefteten sich unter seinem erregten Blick schüchtern auf den Boden.

„Wie kann ich das?" antwortete sie einfach. „Welches Weibes Herz könnte in meiner Lage Ihnen widerstehen?"

Er trat erregt vor; in athemlosem, sprachlosem Jubel streckte er ihr die Arme entgegen. Sie zog sich abermals vor ihm zurück, mit einem Blicke, der ihn mit Entsetzen erfüllte — einem Blick reiner Verzweiflung.

„Kann ich Ihre Frau werden?" fragte sie. „Muß ich Sie daran erinnern, was Sie Ihrer hohen Stellung, Ihrer makellosen Reinheit, Ihrem geehrten Namen schuldig sind? Bedenken Sie, was Alles Sie für mich gethan haben und welch' schmählicher Undank es wäre, wollte ich durch meine Einwilligung zu einer Verbindung mit Ihnen Ihre Existenz für ewige Zeit zerstören — wollte ich in grausamer, leichtfertiger Selbstsucht Sie mit auf die Stufe hinabziehen, auf der ich stehe."

„Ich hebe Sie auf meine Stufe empor, wenn ich Sie zu meiner Frau mache," antwortete er. „Um des Himmelswillen, seien Sie gerecht! Reden Sie mir nicht von der Welt und ihrer Meinung. Bei Ihnen,

einzig und allein, bei Ihnen steht es, mich elend oder glücklich zu machen. Die Welt! Guter Gott! Welchen Ersatz kann mir die Welt für Sie gewähren?"

Flehend schlug sie die Hände zusammen; die Thränen rollten ihr über die Wangen herab.

„O, haben Sie Mitleid mit meiner Schwäche!" rief sie. „Gütigster, Bester aller Menschen, helfen Sie mir, daß ich meine schwere Pflicht gegen Sie erfülle! Sie ist so schwer, nach Allem, was ich gelitten — mein Herz schmachtet nach Frieden, Glück und Liebe!" Sie bezwang sich von Schauder ergriffen über die Worte, die ihr entschlüpft waren. „Erinnern Sie sich, wie Mr. Holmcroft mich behandelt hat, wie Lady Janet von mir gegangen ist! Erinnern Sie sich dessen, was ich Ihnen von meinem Leben erzählt habe! Von Jedem, der Sie kennt, würde um meinetwillen Hohn und Schmach Sie treffen. Nein! nein! nein! Kein Wort mehr. Schonen — bemitleiden — verlassen Sie mich!"

Die Stimme versagte ihr; sie konnte vor Schluchzen nicht weitersprechen. Er sprang auf und nahm sie in seine Arme. Sie war unfähig, ihm Widerstand zu leisten; allein nicht freiwillige Hingabe war es, die es geschehen ließ. Ihr Kopf lag an seiner Brust, leblos — furchtbar leblos, wie der Kopf einer Leiche.

„Mercy! Mein Liebling! Wir wollen fort — aus England fort — unter fremden Menschen, in einer neuen Welt Zuflucht suchen — ich will den Namen wechseln — mit Verwandten, Freunden, mit Jedermann brechen. Alles, Alles, nur Sie nicht verlieren!“

Sie hob langsam den Kopf empor und blickte ihn an.

Plötzlich ließ er sie los; wie von einem Schlag getroffen, taumelte er zurück und fiel in einen Stuhl. Ehe sie noch ein Wort gesprochen, las er den furchtbaren Entschluß in ihren Zügen — lieber den Tod, als ihrer Schwäche nachgeben und Schmach über ihn bringen.

So stand sie, die Hände leicht vor sich geschlossen. Ihr schöner Kopf war emporgerichtet; ihre sanften, grauen Augen blickten wieder unverhüllt. Die Thränen waren getrocknet; der Sturm hatte sie gerüttelt und war nun vorbei. Eine traurige Gelassenheit lag auf ihrem Gesicht; eine sanfte Ergebung in ihrer Stimme. Es war die Ruhe einer Märtyrerin, die aus ihren letzten Worten zu ihm sprach:

„Ein Weib, das mein Leben gelebt, das gelitten, was ich gelitten habe, darf Sie lieben — wie ich Sie liebe — aber sie kann nicht Ihre Frau sein. Dieser Platz ist zu hoch über ihr. Jeder Andere ist zu tief unter ihr und zu tief unter Ihnen.“

Sie hielt inne; sich der Glocke nähernd, gab sie das Zeichen, daß der Augenblick der Trennung gekommen sei. Dann lenkte sie ihre Schritte langsam zurück, bis sie neben Julian stand.

Zärtlich bog sie seinen Kopf zurück und lehnte ihn für einen Augenblick an ihre Brust. Schweigend neigte sie sich darauf herab und berührte seine Stirn mit ihren Lippen. Die ganze Dankbarkeit, welche ihr Herz erfüllte, die ganze Größe des Opfers, das ihr Herz zerriß, lag in diesen beiden so bescheidenen und so zärtlichen Bewegungen! Als ihre Hand mit einem letzten, schwachen Druck die seine losließ, brach Julian in Thränen aus.

Der Diener erschien auf den Ruf der Glocke. In dem Augenblick, als er die Thüre öffnete, hörte man draußen in der Vorhalle eine weibliche Stimme, welche zu ihm sprach:

„Lassen Sie die Kleine hineingehen,“ sagte die Stimme. „Ich will hier warten.“

Das Kind trat ein — es war dasselbe verlassene, kleine Geschöpf, welches damals, als Mercy mit Horace Holmcroft den Spaziergang machte, die Erinnerung an ihre eigene frühe Kindheit in ihr wachgerufen hatte.

Dieses Kind besaß nicht Schönheit; das alltäglich

Grauenvolle seines Lebens erhielt nicht durch einen Schein von Romantik Glanz und Bedeutung. Beinahe kriechend vor Ehrfurcht trat sie in das Zimmer und starrte ausdruckslos all die Pracht an, inmitten deren sie sich jetzt befand — sie, die Straßentochter Londons. Eine Creatur der Volkswirthschaftsgesetze! Das verwilderte und schreckliche Product eines abgenützten Regierungssystems, einer bis in ihr Mark faulen Civilisation! Zum ersten Mal in ihrem Leben gereinigt; zum ersten Mal in ihrem Leben ausreichend gespeist; zum ersten Mal in Kleider statt in Lumpen gehüllt, schlich die Unglücksschwester Mercy's furchtsam über den schönen Teppich hin und blieb, starr vor Bewunderung, vor dem Marmor eines eingelegten Tisches stehen — sie war ein Schmutzfleck auf der Pracht des Zimmers.

Mercy wandte sich von Julian ab, der Kleinen zu. In der entsetzlichen Vereinsamung ihres Herzens schmachtete sie nach einem Gegenstand, den sie harmlos lieben konnte, und begrüßte deshalb das gerettete, herrenlose Geschöpf der Straßen als eine ihr von Gott gesandte Tröstung. Sie hob das verdutzte kleine Ding in ihren Armen empor und flüsterte in der Alles vergessenden Seelenangst dieses Augenblicks: „Küsse mich, nenne mich Schwester!" Das Kind starrte sie gedankenlos an. Für

sie war Schwester nur der Begriff eines älteren Mädchens, das Kraft genug besaß, um sie zu schlagen.

Sie stellte das Kind wieder zur Erde und wandte sich, mit einem letzten Blick nach ihm zu sehen, dessen Glück sie vernichtet hatte — aus Mitleid für ihn.

Er saß noch immer unbeweglich. Sein Kopf hing tief herab; sein Gesicht war verhüllt. Sie trat einige Schritte näher zu ihm.

„Die Anderen sind ohne ein freundliches Wort von mir gegangen. Können Sie mir vergeben."

Ohne aufzublicken, hielt er ihr die Hand hin. Sie hatte ihn tief verwundet, allein sein edler Sinn verstand sie. Er war von Anfang an wahr gegen sie gewesen; er war es auch jetzt.

„Gott segne und stärke Sie, sagte er mit gebrochener Stimme. „Die Erde trägt kein edleres Weib als Sie."

Sie kniete nieder und preßte die gütige Hand, die zum letzten Mal die ihre drückte, an ihre Lippen.

„Es ist nicht das Ende, das wir auf dieser Erde erleben," flüsterte sie, „eine bessere Welt steht uns bevor!" Dann erhob sie sich und kehrte zu der Kleinen zurück. Hand in Hand schritten die beiden Bürgerinnen im Reiche Gottes — Verworfene im Reich der Menschen — langsam die Länge des Zimmers hinab — hinaus

in die Halle — und hinaus in die Nacht. Der laute Schall der zufallenden Hausthüre verkündete ihren Austritt. Sie waren fort.

Allein die regelmäßige Hausordnung — unerbittlich wie der Tod — nahm ihren Fortgang. Als die Uhr die Stunde schlug, wurde die Speiseglocke geläutet. Eine minutenlange Pause verstrich; das war die Grenze für eine Verspätung. Der Tafeldecker erschien an der Thür des Speisezimmers.

„Es ist aufgetragen, Sir.“

Julian blickte empor. Das leere Zimmer begegnete seinem Auge. Da lag etwas Weißes neben ihm auf dem Teppich. Es war ihr Taschentuch — von ihren Thränen feucht. Er nahm es auf und preßte es an seine Lippen. Sollte dies die letzte Reliquie von ihr sein? War sie für ewig von ihm gegangen?

Im Vorgefühl der Macht der Liebe loderte die angeborne Energie seines Wesens von Neuem in ihm empor. Nein! So lange sich noch Leben in ihm regte, so lange noch Zeit vor ihm lag, war die Hoffnung, sie zu gewinnen, nicht verloren!

Er wandte sich an den Diener, unbekümmert, ob der Ausdruck seines Gesichtes ihn verrathen konnte.

„Wo ist Lady Janet?“

„Im Speisezimmer, Sir.“

Er überlegte einen Augenblick. Sein eigener Einfluß besaß keine Macht. Durch wen sonst durfte er hoffen, sie zu erreichen? Als die Frage in ihm aufstieg, ward es ihm plötzlich klar. Er sah den Weg zu ihr vor sich — durch den Einfluß Lady Janet's.

„Die Lady erwartet Sir.“

Julian trat in's Speisezimmer.

Nachschrift,

eine Auswahl von Briefen enthaltend, welche zwischen Miß Grace Roseberry und Mr. Horace Holmcroft gewechselt wurden, mit Anschluß eines Auszuges aus dem Tagebuche des hochwürdigen Mr. Julian Gray.

I.

Mr. Horace Holmcroft an Miß Grace Roseberry.

„Ich eile, Ihnen für Ihren letzten, lieben Brief zu danken, Miß Roseberry, welchen ich mit der gestrigen Post von Canada erhalten habe. Seien Sie überzeugt, daß ich es sehr zu schützen weiß, wie großmüthig und bereitwillig Sie die rauhen Worte vergeben und vergessen wollen, welche ich damals, als mich die Kunstgriffe einer Abenteurerin gegen die Wahrheit völlig blind gemacht, Ihnen gegenüber gebraucht habe. Ich erkenne in der Huld, die mir verzeiht, das angeborne Rechtsgefühl der

wahrhaften Dame. Geburt und Erziehung werden stets ihren Platz in der Welt behaupten; ich halte, dem Himmel sei Dank, jetzt wieder mehr, als je daran fest.

„Sie verlangen von mir weitere Nachrichten über die Art und Weise, wie Julian Gray's Bethörung fortschreitet und welchen Weg er in seinem Verhalten gegen Mercy Merrick einschlägt.

„Wären Sie nicht so gütig gewesen, mich hierüber aufzuklären, so hätte es mich wahrlich nicht wenig überrascht, daß eine Dame in Ihrer Stellung eine solche Bitte an mich richtet. Allein so sind die Gründe welche Sie dazu treiben, völlig unanfechtbar. Die bürgerliche Gesellschaft wird, wie Sie ganz richtig bemerken, durch das jetzige beklagenswerthe Uebergreifen der libe ralen Ideen im ganzen Lande ernstlich in ihrem Bestande bedroht. Es bleibt uns da nur die Hoffnung, als Schutzmaßregel gegen Betrüger, welche aus Interesse unter Personen unseres Standes eine Stellung zu gewinnen suchen, uns, so unangenehm dies auch sein mag, in gewisser Beziehung mit den Mitteln vertraut zu machen, durch welche Jene so leicht ihr Ziel erreichen. Wollen wir wissen, bis zu welcher verwegenen Höhe die Schlauheit empor steigt, bis zu welcher bedauerlichen Selbsttäuschung die Leichtgläubigkeit sich hinreißen läßt,

so müssen wir — selbst wenn wir davor zurückschrecken — die Schritte einer Mercy Merrick und eines Julian Gray verfolgen.

„Ich nehme nun meine Erzählung da wieder auf, wo sie in meinem letzten Brief abbricht; dabei muß ich jedoch einen Punkt berichtigen.

„Gewisse Aeußerungen die Ihrer Feder entschlüpft sind, sagen mir, daß Sie Julian Gray deshalb tadeln, weil er einen von Lady Janet am Tage, nachdem Mercy Merrick ihr Haus verlassen, im Besserungshause gemachten Besuch veranlaßt habe. Das ist nicht ganz richtig. Julian hat, wie Sie gleich sehen werden, genug zu verantworten, auch ohne daß er für Verirrungen zur Rechenschaft gezogen werde, an welchen er nicht Theil nahm. Lady Janet, so sagte sie mir selbst, ging aus freiem Antrieb in das Besserungshaus, um wegen der Sprache, welche sie Tags zuvor Mercy Merrick gegenüber gebraucht, diese um Verzeihung zu bitten. Ich brachte eine Nacht voll unbeschreiblichen Elends zu — dies waren, wie ich Sie versichern kann, der Lady eigene Worte — überdachte ich, was ich in empörendem Stolz, in meiner Selbstsucht und Hartnäckigkeit gesagt und gethan hatte. Auf die Knie wäre ich gesunken, um sie um Verzeihung zu bitten, hätte

sie es geschehen lassen. Der erste glückliche Augenblick wer für mich, als sie darein willigte, mich zuweilen in Mablethorpe-House zu besuchen.

„Ich bin überzeugt, Sie stimmen mit mir darin überein, daß solche Extravaganzen eher zu bedauern als zu tadeln sind. Wie traurig ist es die Abnahme der Geisteskräfte im Alter zu beobachten. Es ist wirklich ein Gegenstand ernster Besorgniß, wenn man bedenkt, wie lange überhaupt noch der armen Lady Janet die Führung ihrer eigenen Angelegenheiten überlassen bleiben kann. Ich werde, wenn ich ihren Anwalt wieder sehe, eine Angelegenheit ergreifen, um die Sache zart zu berühren.

„Aber ich komme von meinem Gegenstande ab. Und — ist das nicht sonderbar? — ich schreibe an Sie in so vertraulichem Ton, als wären wir alte Bekannte.

Nun zurück zu Julian Gray. Den ersten Besuch seiner Tante im Besserungshause hatte er allerdings nicht veranlaßt, wohl aber vermochte er sie, ein zweites Mal hinzugehen an dem Tage, an welchem ich meinen letzten Brief an Sie abschickte. Der Zweck, den Lady Janet dabei verfolgte, war nicht mehr und nicht weniger als für ihren Neffen bei Mercy Merrick demüthig um ihr Hand zu werben. Stellen Sie sich nun vor eine Dame

aus einer der vornehmsten Familien Englands, die im Besserungshause eine Abenteuerin auffordert, einem Geistlichen der englischen Kirche die Ehre zu erweisen, seine Frau zu werden! Was sind das für Zeiten, in denen wir leben! Meine theuere Mutter hat bittere Thränen der Beschämung vergossen, als sie davon hörte. Wie würden Sie meine Mutter lieben und bewundern!

„Einer früheren Verabredung gemäß speiste ich in Mablethorpe-House gerade an dem Tage, an welchem Lady Janet von ihrem entwürdigenden Gang zurückkehrte.

„Nun?“ sagte ich, natürlich erst, nachdem der Diener das Zimmer verlassen hatte.

„Nun,“ antwortete Lady Janet, „Julian hatte ganz Recht.“

„Worin?“

„Als er sagte, die Erde trüge kein edleres Wesen als Mercy Merrick.“

„Hat sie ihn wieder abgewiesen?“

„Ja, wieder.“

„Gott sei Dank!“ Ich empfand es warm, und sprach es auch so aus. Lady Janet legte Gabel und Messer beiseite und heftete einen entrüsteten Blick auf mich.

„Vielleicht ist es nicht Ihre Schuld, Horace," sprach sie, „wenn Ihre Natur unfähig ist, das Große und Edle in anderen höher angelegten Geschöpfen zu begreifen. Das Geringste aber, was Sie thun können, ist, Ihrem eigenen Urtheil zu mißtrauen. Behalten Sie künftighin in Fragen, die Sie nicht verstehen, Ihre Meinung bescheiden für sich. Ich habe ein zärtlicheres Gefühl für Sie um Ihres Vaters willen; und darum will ich Ihr Betragen gegen Mercy Merrick vom günstigsten Gesichtspunkt aus beurtheilen, und es aus Menschenfreundlichkeit für das eines Thoren ansehen." (Ihre eigenen Worte, Miß Roseberry; ich versichere Sie nochmals). Aber muthen Sie meiner Nachsicht nicht zuviel zu — lassen Sie nicht wieder den Gedanken laut werden, daß ein Weib, welches, wenn diese Nacht noch aus diesem Leben abberufen, würdig wäre, in den Himmel einzugehen, nicht würdig sein sollte, die Frau meines Neffen zu werden.

„Eben vorhin habe ich Ihnen gegenüber die Ueberzeugung ausgesprochen, daß die arme Lady Janet kaum mehr länger fähig sein dürfte, ihre eigenen Angelegenheiten zu besorgen. Damals werden Sie mich vielleicht für vorschnell gehalten haben? Wie denken Sie aber jetzt darüber?

„Es war selbstverständlich nutzlos, auf den außerordentlichen strengen Verweis, den ich bekommen, im Ernste etwas zu erwidern. Außerdem hatte mich dies Zusammenbrechen aller Grundsätze als das unzweideutige Symptom eines Verfalles der Geisteskräfte wirklich unangenehm berührt. Ich suchte sie mit einigen ehrerbietigen Worten zu besänftigen, und wurde denn auch dafür durch einen Bericht dessen, was im Besserungshause vorgefallen war, belohnt. Meine Mutter und Schwestern widerte es an, das Nähere darüber von mir zu hören, und bei Ihnen wird wohl das Gleiche der Fall sein.

„Lady Janet traf die interessante Büßerin, welche übrigens auf ihren Besuch vorbereitet war, in ihrem rührenden, häuslichen Wirkungskreis! Ein Findelkind lag schlafend auf ihrem Schooß, und einem häßlichen kleinen umherlaufenden Mädchen, dessen Bekanntschaft sie auf der Straße gemacht, bemühte sie sich eben, das Alphabet beizubringen. Es war gerade das kunstvolle tableau vivant, mit welchem eine alte Dame gewonnen werden konnte — nicht wahr?

„Sie werden begreifen, was weiter geschah, als Lady Janet mit ihren Freiersanträgen hervortrat. Mercy Merrick hatte sich in ihrer Rolle vervollkommnet

und, darin muß man gerecht sein, sie spielte dieselbe gut. Die hochherzigsten Gefühle flossen ihr von den Lippen. Sie erklärte, ihr ganzes, weiteres Leben dem Wohlthun weichen zu wollen, wozu natürlich das Findelkind und das häßliche kleine Ding gleich als Illustration dienen mußten. Gleichviel wie sehr sie selbst darunter litt, gleichviel wie schwer es ihr ankam, ihr Gefühl zum Opfer zu bringen — merken Sie, wie geschickt das gesagt war, damit man glauben könne, sie sei in ihn verliebt! — sie durfte von Mr. Julian Gray keine Ehre annehmen, deren sie unwürdig war. Gerade die Dankbarkeit und das Interesse für ihn forderten es von ihr, daß sie nicht in eine Verbindung mit ihm willigte, seine glänzende Zukunft zerstörte und ihn selbst in den Augen aller seiner Bekannten herabsetzen mußte. Sie danke ihm unter Thränen; sie danke Lady Janet (noch mehr unter Thränen); aber, um s e i n e r Ehre, um s e i n e s Glückes willen dürfe sie die Hand nicht annehmen, die er ihr biete. Gott segne und stärke ihn; und Gott helfe i h r das schwere Los ertragen.

„Was dieser schändlichen Comödienspielerei zu Grunde liegt, ist mir wenigstens 'ganz klar. Sie hält so lange zurück (wie Sie wissen, ist Julian arm), bis

Lady Janets Glaube an Mercy sich auch in der Bereitwilligkeit äußert, ihren Geldbeutel aufzuthun. Mit einem Wort — Alles Berechnung! Wäre nicht einerseits die Sprache der Person eine so unwürdige und andererseits die Leichtgläubigkeit der armen, alten Frau so kläglich, das Ganze gäbe einen passenden Stoff ab für eine Posse.

„Das Traurigste an der ganzen Sache kommt aber erst.

„Allmälig wurde der Entschluß der Dame auch Julian Gray mitgetheilt. Dieser verlor darüber, scheint es, den Verstand. Können Sie es glauben? — er hat sein Amt zurückgelegt! In einem Augenblick, wo sich allsonntäglich die Menge in der Kirche drängt, um ihn predigen zu hören, schließt dieser Narr die Thüre, und verläßt die Kanzel. Selbst Lady Janet war nicht soweit in der Thorheit gegangen, um dies bei ihm zu veranlassen. Sie sprach dagegen, wie alle seine Freunde. Ganz umsonst! Er hatte auf Alles, was sie sagen mochten, ein und dieselbe Antwort: Meine Laufbahn ist beschlossen! Welcher Unsinn!

„Sie werden, sehr begreiflich, fragen, was dieser verkehrte Mensch denn thun will. Ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß er auf Selbstmord sinnt.

Bitte, erschrecken Sie nicht! Hier handelt es sich nicht um einen Selbstmord durch Pistole, Strick oder im Fluß. Julian sucht einfach den Tod – nur innerhalb der Grenzen des Gesetzes.

„Es ist stark, was ich da sage, ich weiß es. Sie sollen die Thatsachen hören und selbst urtheilen.

„Nachdem er sein Amt zurückgelegt, bot er einer neuen Unternehmung von Missionären, die nach der Westküste Afrikas abgehen sollten, seine Dienste als Volontär an. Die Personen, welche an der Spitze der Mission standen, hatten zum Glück ein ganz besonderes Gefühl ihrer Verpflichtungen. Sie äußerten sich über den Werth von Julian's Unterstützung in den wohlklingendsten Worten, forderten aber dessenungeachtet als Bedingung seiner Aufnahme, daß er sich einer Untersuchung durch einen verläßlichen Arzt unterziehen müsse. Nach einigem Zögern ließ er sich dazu herbei. Des Doctors Bericht war entscheidend. Bei seinem gegenwärtigen Gesundheitszustand würde er mit größter Wahrscheinlichkeit dem Klima an der Westküste von Afrika nach drei Monaten erliegen.

„Als dieser erste Versuch gescheitert war, wandte er sich an eine Mission, die in London ihren Wirkungskreis hat. Hier bildete das Klima kein Hinderniß und

so hat er, wie ich zu meinem Bedauern sagen muß, seinen Zweck erreicht.

„Da ist er jetzt thätig — mit anderen Worten: er setzt vorsätzlich sein Leben auf's Spiel — als Bekehrer in Green Anchor Fields. Die Gegend, welche unter diesem Namen bekannt ist, liegt in einem entfernten Theil Londons nahe an der Themse. Jedermann weiß, daß eben dort das elendeste, herabgekommenste Gesindel unter der ganzen großstädtischen Bevölkerung sein Unwesen treibt; und dazu ist die Gegend so dicht bewohnt, daß sie fast nie ganz frei von epidemischen Krankheiten ist. An diesem entsetzlichen Ort, inmitten dieser gefährlichen Menschen arbeitet nun Julian von Früh bis Abends. Keiner seiner alten Bekannten sieht ihm je mit einem Auge. Nicht einmal bei Lady Janet Roy hat er vorgesprochen, seitdem er in seinen neuen Wirkungskreis getreten ist.

„Ich habe hiemit mein Versprechen gelöst — die Thatsachen liegen vor Ihnen. Habe ich Unrecht, so düster in die Zukunft zu blicken? Ich kann nicht vergessen, daß der unglückliche Mann einst mein Freund gewesen, und ich sehe wahrhaftig keine Hoffnung für ihn! Wenn er sich absichtlich der Gewalt der Räuber und der Gefahr ansteckender Krankheiten aussetzt, wer

kann ihn da seiner argen Lage entrücken? Nur Ein Wesen kann es, und die Gemeinschaft mit eben diesem Wesen richtet ihn auch wieder zu Grunde — Mercy Merrick nur kann es. Der Himmel weiß, welches Unheil Ihnen in meinem nächsten Brief mitzutheilen, meine peinliche Pflicht sein wird!

„Sie sind so freundlich, sich nach mir und meinen Plänen zu erkundigen.

„Von Beiden ist nur wenig zu sagen. Nachdem, was ich gelitten — meine Gefühle mit Füßen getreten, mein Vertrauen verrathen zu sehen — bin ich noch nicht recht im Stande, einen weiteren Entschluß zu fassen. Von der Rückkehr zu meinem früheren Stand — dem Militär — kann gar nicht die Rede sein, nachdem jetzt in der Armee Alle auf gleicher Linie stehen, und es daher vorkommt, daß ein beliebiger Unbekannter, nach überstandener Prüfung, Officier und mein Kamerad werden, ja eines Tages als mein Vorgesetzter mir befehlen kann. Wenn ich noch eine Laufbahn in Erwägung ziehe, so ist es die des Diplomaten. In diesem Zweige des Staatsdienstes sind noch Geburt und Erziehung die wichtigsten Eigenschaften. Aber bis jetzt habe ich mich noch nicht entschieden.

„Meine Mutter und Schwestern tragen mir auf,

Ihnen zu sagen, daß sie für den Fall Ihrer Rückkehr nach England sich sehr freuen würden, Ihre Bekanntschaft zu machen. Sie fühlen wie ich und können daher nicht vergessen, was auch Sie gelitten haben müssen. Ein herzliches Willkommen wartet Ihrer, wenn Sie zum erstenmal unser Haus betreten werden.

Ihr aufrichtigster

Horace Holmcroft."

II.

Miß Grace Roseberry an Mr. Horace Holmcroft.

„Werther Mr. Holmcroft!

Ich benütze einige freie Augenblicke, welche mir meine sonstigen Beschäftigungen übrig lassen, um Ihnen für Ihren höchst interessanten, entzückenden Brief zu danken. Wie gut Sie schildern können, wie scharf Sie urtheilen. Stünde die Schriftstellerei als Handwerk etwas höher, so würde ich Ihnen beinahe rathen — doch nein! Sie gehören nicht in diese Classe; wie könnten Sie mit den Leuten, denen Sie doch wahrscheinlich dort begegnen würden, eine Gemeinschaft haben?

„Unter uns gesprochen, ich fand stets, daß Mr. Julian Gray überschätzt wurde. Ich will nicht sagen, daß er meine Ansicht gerechtfertigt hat; ich will nur sagen, daß ich ihn bedauern muß. Aber, Mr. Holmcroft, wie können Sie mit Ihrem richtigen Urtheil die beiden Dinge, zwischen welchen er jetzt zu wählen hat, auf Eine Linie stellen? In Green Anchor Fields sterben oder jener Elenden in die Hände fallen — kann da ein Vergleich gezogen werden? Tausendmal besser auf dem Posten der Pflicht sterben, als eine Mercy Merrick heiraten.

„Wie ich so den Namen niederschreibe, muß ich nur hinzufügen — um möglichst schnell diesen Gegenstand abgethan zu haben — daß ich voll Erwartung Ihrem nächsten Brief entgegensehe. Glauben Sie ja nicht, daß dem Neugierde zu Grunde liegt; wenn ich mich für dieses gesunkene, hinterlistige Weib interessire, so geschieht es nur vom Standpunkte der Religion aus. Personen von meiner frommen Sinnesart ist sie ein schreckliches, warnendes Beispiel. Wenn sich dann einmal das Böse in mir regen will, so soll es mir ein heilsames Mittel sein, an Mercy Merrick zu denken!

„Arme Lady Janet! Die Zeichen der Abnahme ihrer Geisteskräfte, die Sie in so gefühlvoller Weise

andeuten, habe ich schon bei meiner letzten Unterredung mit ihr in Mablethorpe-House bemerkt. Wollen Sie ihr bei Gelegenheit sagen, wie sehr ich ihr jetzt und immerdar Gutes wünsche. Und bitte, fügen Sie auch hinzu, daß ich es nicht unterlasse, ihrer im Gebet zu gedenken.

„Ich habe eben jetzt Aussicht, gegen Ende des Herbstes auf Besuch nach England zu kommen. Mein Schicksal hat sich, seitdem ich das letztemal schrieb, einigermaßen verändert. Ich bin als Vorleserin und Gesellschafterin bei einer Dame, deren Mann hier in diesem Welttheil einer unserer höchsten Gerichtsbeamten ist. Er selbst interessirt mich nicht viel; er ist ein Mann, der sozusagen „sich selbst zu dem gemacht hat, was er ist." Seine Frau gefällt mir sehr. Nicht blos, daß ihre Geistesrichtung eine gediegene ist, überragt sie auch ihren Mann bei weitem — wie Sie selbst sehen werden, wenn ich Ihnen sage, daß sie mit den Gommerys of Pommery verwandt ist; n i c h t die Pommerys of Gommery, welche, wie Sie durch Ihre Kenntniß unserer vornehmen Familien wissen werden, mit der jüngeren Linie dieses alten Stammes nur verschwägert sind.

„Somit fühle ich mich in meiner gegenwärtigen, feinen und fördernden Umgebung ganz glücklich; nur Eine Schattenseite ist dabei. Das Klima von Canada

wirkt ungünstig auf die Gesundheit meiner gütigen Herrin, und die Aerzte rathen ihr, einen Winter in London zuzubringen. In diesem Fall genieße ich das Vorrecht, sie zu begleiten. Es ist wohl kaum nöthig, besonders hinzuzufügen, daß da mein erster Besuch Ihrem Hause gilt. Ich fühle mich jetzt schon mit Ihrer Mutter und Ihren Schwestern durch Sympathie verbunden. Es besteht eine Art von Freimaurerei zwischen allen Frauen von Stand, — finden Sie nicht auch? Mit vielem Dank und den besten Empfehlungen bleibe ich, in freudiger Erwartung Ihres nächsten Briefes, Mr. Holmcroft,

Ihre aufrichtige

Grace Roseberry."

III.

Mr. Horace Holmcroft an Miß Grace Roseberry.

„Theure Miß Roseberry!

Entschuldigen Sie freundlichst mein langes Schweigen; ich habe von einer Post zur andern gewartet, in der Hoffnung, Ihnen endlich gute Nachrichten geben zu können; allein es wäre nutzlos, nur noch länger zu warten. Meine

schlimmsten Ahnungen sind eingetroffen: ich muß heute die peinliche Pflicht gegen Sie erfüllen, Ihnen Dinge zu schreiben, die Sie überraschen und auf das Unangenehmste berühren werden.

„Ich will Ihnen die Ereignisse in der Reihenfolge schildern, wie sie nacheinander eintraten. Auf diese Weise nur kann ich hoffen, Sie allmälig auf das vorzubereiten, was Sie nun hören sollen.“

„Ungefähr drei Wochen, nachdem ich Ihnen zum letztenmal geschrieben hatte, ereilte Julian Gray die Strafe für seine voreilige Unbesonnenheit. Damit soll nicht gesagt sein, daß er von der Gewaltthätigkeit der Leute zu leiden hatte, in deren Mitte er freiwillig seinen Wirkungskreis verlegt. Im Gegentheil, er hat, so unglaublich es auch scheinen mag, in günstiger Weise auf diese rohen Naturen gewirkt. Wie es mir vorkommt, flößte ihnen zuerst der Muth Achtung ein, mit dem er sich allein unter sie wagte, und schließlich sahen sie selbst ein, daß er nur auf ihr Wohl bedacht war. Dagegen ist er der zweiten Gefahr, von der ich in meinem letzten Brief sprach, zum Opfer gefallen — nämlich jener, die ihm durch die dort herrschenden Krankheiten drohte. Schon als er seine Wirksamkeit in der Gegend kaum begonnen hatte, war dort überall

Fieber ausgebrochen, und als wir hörten, daß auch Julian davon ergriffen worden sei, war es bereits zu spät, um ihn aus seiner Behausung und Umgebung fortzubringen. Ich zog sogleich, als die Nachricht uns zukam, persönlich Erkundigungen über seinen Zustand ein und erhielt von dem seiner wartenden Arzt die Auskunft, daß er nicht für sein Leben einstehen könne.

Unter diesen aufregenden und beunruhigenden Verhältnissen bestand die arme Lady Janet — wie gewöhnlich unvernünftig und der Eingebung des Augenblicks folgend — darauf, Mablethorpe-House zu verlassen und in die Nähe ihres Neffen zu ziehen.

„Es war unmöglich, sie davon zu überzeugen, daß es eine Thorheit sei, in ihrem Alter die Bequemlichkeiten des eigenen Hauses ohneweiteres aufzugeben, und so blieb mir nichts übrig, wollte ich meine Pflicht erfüllen, als sie zu begleiten. Wir fanden Unterkunft, wie es eben möglich war, in einem Gasthaus, welches, am Fluß liegend, besonders von Schiffscapitänen und Handlungsreisenden besucht wird. Ich übernahm es, die beste ärztliche Hilfe zu verschaffen, da Lady Janet in ihrem unsinnigen Vorurtheile gegen Aerzte überhaupt diesen wichtigsten Theil aller Anordnungen ganz mir überließ.

„Ich will Sie nicht damit ermüden, Ihnen das Nähere über Julian's Krankheit ausführlich zu erzählen.

„Das Fieber nahm seinen gewöhnlichen Verlauf, wobei stets in gewissen Zwischenräumen Delirium und Erschöpfung abwechselten. Spätere Ereignisse, die ich Ihnen leider erzählen muß, zwingen mich, wenngleich so kurz als möglich, bei dem peinlichen Gegenstande des Deliriums zu verweilen. Im Allgemeinen, sagt man mir, zeige sich in den Phantasien fieberkranker Personen eine gewisse Mannigfaltigkeit der sie erfüllenden Gegenstände; Julian jedoch blieb fort und fort bei einem und demselben. Er sprach unaufhörlich von Mercy Merrick, und seine stäte flehende Bitte an die ihn wartenden Aerzte war, nach ihr zu schicken, damit sie ihn pflege. Tag und Nacht hatte er nur diesen Einen Gedanken im Kopf, diesen Einen Namen auf den Lippen.

„Natürlich erkundigte sich seine ärztliche Umgebung nach der Abwesenden. Ich war genöthigt, im Vertrauen ihnen die Verhältnisse klar auseinander zu setzen.

„Der prächtige Mensch, der Arzt, welchen ich zur Führung der Oberaufsicht über die Behandlung herbeigerufen hatte, benahm sich bewunderungswürdig. Obgleich aus einer niedern Classe allmälig emporgestiegen,

hat er doch, so sonderbar es klingt, das feine Tactgefühl eines Gentleman. Er verstand unsere qualvolle Lage vollkommen und erkannte auch, wie wichtig es sei, das Erscheinen einer Person, wie Mercy Merrick am Krankenbette um jeden Preis zu verhindern. Eine besänftigende Arznei, für diese Worte konnte sein Ansehen Bürge sein, sei Alles, was in diesem Falle noththue. Der Doctor der Gegend andererseits, ein junger Mann und offenbar ein wüthender Radicaler, erwies sich als eigensinnig und, in Anbetracht seiner Stellung, sogar dreist.

„Was kümmert mich der Charakter der Dame und Ihre Meinung darüber“, sagte er zu mir. „Meine Sache ist es nur, nach bestem Gewissen Ihnen die Mittel zu zeigen, durch welche der Kranke möglicherweise am Leben erhalten werden kann. Unsere Kunst vermag hier nichts mehr. Schicken Sie nach Mercy Merrick, gleichviel wer oder was sie sei. Es ist ganz wohl möglich — besonders wenn sie Gemüth und die Eigenschaften einer guten Wärterin besitzt — daß er, zu Ihrer Aller Erstaunen, sie erkennt. Nur auf diese Art ist seine Genesung wahrscheinlich. Wenn Sie jedoch seine flehenden Bitten noch weiter unberücksichtigt lassen, wenn das Delirium noch vierundzwanzig Stunden anhält, so ist er todt.“

„Lady Janet war unglücklicherweise anwesend, als diese ziemlich unverschämte Ansicht an dem Krankenbett ausgesprochen wurde.

„Muß ich Ihnen sagen, was darauf folgte? Aufgefordert, nun zu wählen zwischen den Verhaltungsbefehlen eines Arztes mit einem jährlichen Einkommen von fünftausend Pfund und der sichern Aussicht auf die nächste medicinische Baronie einerseits und den unaufgefordert abgegebenen Rathschlägen eines unbekannten medicinischen Empirikers von East End Londons, der sich im Jahre kaum auf fünfhundert Pfund steht, andererseits, muß ich Ihnen sagen, wofür sich die Lady entschied? Sie kennen sie; und Sie werden darum nur zu gut begreifen, daß sie nichts Eiligeres zu thun hatte, als einen dritten Besuch im Besserungshause abzustatten.

„Zwei Stunden später — ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß ich nicht übertreibe — saß Mercy Merrick an Julian's Krankenlager.

„Die Entschuldigung dafür war natürlich, daß sie es als ihre Pflicht ansehe, durch keine selbstsüchtigen Bedenken der Rettung des Kranken im Wege zu stehen, wenn ärztliche Autorität sich dahin ausspreche, daß sie dieselbe herbeiführen könne. Es wird Sie nicht überraschen, zu hören, daß ich mich daraufhin von dem

Schauplatz zurückzog. Der erste Arzt folgte meinem Beispiel, nachdem er das besänftigende Arzneimittel verschrieben hatte und durch die Weigerung des Empirikers, dasselbe anzuwenden, gröblich beleidigt worden war. Ich kehrte im Wagen des Arztes mit ihm zurück; er sprach mit viel Empfindung und Anstand. Wenn er auch keine bestimmte Ansicht äußerte, konnte ich doch sehen, daß er die Hoffnung auf Julian's Wiederherstellung gänzlich aufgab. „Wir stehen in Gottes Hand, Mr. Holmcroft,“ waren seine letzten Worte, als ich vor dem Hause meiner Mutter ausstieg.

„Kaum habe ich jetzt den Muth, fortzufahren. Käme es nur auf meine Wünsche an, so müßte ich wohl hier die Feder fallen lassen.

„Lassen Sie mich wenigstens rasch zu Ende kommen. Nach Ablauf von zwei oder drei Tagen erhielt ich die erste Mittheilung über den Kranken und seine Pflegerin. Lady Janet schrieb mir, daß er sie erkannt habe. Nach diesem war ich auf das Weitere schon vorbereitet. Der nächste Bericht meldete, daß er sich allmälig kräftiger fühle und außer Gefahr sei. Hierauf kehrte Lady Janet nach Mablethorpe-House zurück. Ich sprach vor einer Woche dort vor — und erfuhr, daß er nach der Küste gebracht worden sei. Gestern nun ging ich wieder hin

— und erhielt aus der Lady eigenem Munde die neueste Mittheilung. Meine Feder vermag sie kaum niederzuschreiben: Mercy Merrick hat darein gewilligt, ihn zu heiraten.

„Eine Beschimpfung der ganzen Gesellschaft — als diese betrachten meine Mutter und Schwestern das Unerhörte; und so werden auch Sie die Sache ansehen. Meine Mutter hat mit eigener Hand Julian's Namen von der Liste ihrer Gäste gestrichen; und die Diener haben den Auftrag, wenn er es sich einfallen lassen sollte, vorzusprechen, ihn mit: „Nicht zu Hause," abzuweisen.

„Ich bin leider nur zu richtig berathen, wenn ich Ihnen von dieser schmählichen Heirat als von einer abgemachten Sache schreibe. Lady Janet ging so weit, mir die Briefe zu zeigen — einen von Julian; einen andern von der Person selbst. Stellen Sie sich vor, Mercy Merrick in Correspondenz mit Lady Janet Roy! — die sie noch dazu mit: „Meine theure Lady Janet!" anredet und der sie sich mit: „Ihre Sie liebende" unterschreibt!

„Ich hatte nicht die Geduld, einen der beiden Briefe durchzulesen. Die Art und Weise, wie Julian schreibt, ist die eines Socialisten; nach meiner Meinung

sollte sein Bischof davon in Kenntniß gesetzt werden. Was sie betrifft, so spielt sie ihre Rolle mit der Feder ebensogut, wie sie dies mit der Zunge gethan. „Ich kann mir nicht verhehlen, daß ich Unrecht thue, indem ich nachgebe . . . . . Traurige Ahnungen erfüllen mich, wenn ich an die Zukunft denke . . . . . mir ist, als müßte der erste verächtliche Blick, der auf meinen Gatten fällt, mein Glück zerstören, wenn er auch ihn nicht irre macht . . . . . Solange ich von ihm getrennt war, konnte ich meine Schwäche bemeistern; konnte ich mein hartes Schicksal tragen. Aber wie soll ich ihm widerstehen, nachdem ich nun Wochen lang an seinem Krankenlager gewacht; nachdem ich, ihm langsam zur Genesung verhelfend, sein erstes Lächeln gesehen, seine ersten Dankesworte gehört habe?"

„In diesem Ton lautet ihr ganzer vier engbeschriebene Seiten füllender Brief voll widerlicher Demuth und auf Effect berechneter Sentimentalität. Es wäre wahrlich genug, um Einem alle Frauen vorabscheuungswürdig zu machen. Gott sei Dank, ich habe den Gegensatz zur Hand, um mich zu erinnern, was man den wenigen Besseren ihres Geschlechtes schuldig ist. Ich fühle, wie meine Mutter und Schwestern mir jetzt noch einmal so werth sind. Darf ich bei diesem tröstlichen

Gedanken auch noch hinzufügen, daß ich mit kaum geringerer Dankbarkeit das Vorrecht zu schätzen weiß, welches mir die Correspondenz mit Ihnen gewährt?"

„Nun leben Sie wohl. Ich fühle mich in meinen tiefsten Ueberzeugungen zu hart getroffen, und bin zu traurig und entmuthigt, um mehr schreiben zu können. Meine besten Wünsche begleiten Sie, theure Miß Roseberry, bis wir uns wieder sehen.

Ihr aufrichtigster
Horace Holmcroft."

IV.

Auszüge aus dem Tagebuche des hochwürdigen Mr. Julian Gray.

Erster Auszug.

„. . . . . Heute ist es ein Monat, daß wir verheiratet sind! Da habe ich nur Eines zu sagen: ich würde gerne Alles, was ich zu leiden hatte, noch einmal durchleiden, um auch diesen Einen Monat nochmals durchleben zu können. Ich wußte nicht, was Glück sei, bis jetzt. Und, was noch besser ist, ich habe Mercy

überzeugt, daß dies Alles ihr Werk sei. Ich habe ihre Besorgnisse zerstreut; sie muß sich dem sichtbaren Beweis gegenüber fügen und eingestehen, daß sie das Glück meines Lebens ausmacht.

„Morgen gehen wir zurück nach London. Sie verläßt nur ungern die ruhige Abgeschiedenheit dieses entfernten Küstenortes — sie fürchtet die Veränderung. Ich kehre mich daran nicht. Solange ich meine Frau bei mir habe, ist es mir einerlei, wohin ich gehe.

Zweiter Auszug.

„Die erste Wolke hat sich über unseren Häuptern zusammengezogen. Eben trat ich unerwartet in das Zimmer und fand sie in Thränen.

„Mit nicht geringer Schwierigkeit konnte ich sie dazu bewegen, mir zu sagen, was vorgefallen war. Giebt es eine Grenze für das Unheil, das die Zunge einer thörichten Frau anrichten kann? In diesem Fall war dies meine Hauswirthin. Wir hatten noch keinen bestimmten Plan für die Zukunft gefaßt und kehrten darum, zum Unglück, wie die Ereignisse bewiesen haben, in die Wohnung in London zurück, welche ich als Junggeselle bewohnt hatte. Ich kann sie noch sechs Wochen

hindurch benützen, und so wollte Mercy mir nicht erlauben, daß ich mich durch einen Aufenthalt im Gasthof in Unkosten stürze. Heute Morgen beim Frühstück war ich so unvorsichtig, in Gegenwart meiner Frau die befriedigende Beobachtung zu machen, daß sich in meiner Abwesenheit eine geringere Anzahl Briefe und Karten, als sonst, angesammelt hatte. Nach dem Frühstück mußte ich ausgehen. Von einer peinlichen Empfindsamkeit für jede Veränderung getrieben, welche möglicherweise im Zusammenhang mit meiner Verheiratung, in meiner Stellung zur großen Welt, eintreten konnte, befragte Mercy während meiner Abwesenheit die Hauswirthin um den Grund dieser verringerten Theilnahme von Seiten meiner Besucher und Correspondenten. Die Person ergriff die Gelegenheit, um über mich und meine Angelegenheiten zu plaudern, und der rasche Blick meiner Frau zog daraus sofort den untrüglich richtigen Schluß. Meine Verheiratung hat gewisse kluge Familienhäupter veranlaßt, ihre gesellschaftlichen Verbindungen mit mir abzubrechen. Die Thatsachen sprechen, unglücklicherweise, selbst für sich. Leute, welche in früheren Jahren mich zu besuchen und einzuladen pflegten — oder welche, wenn ich abwesend war, mir zu dieser Zeit zu schreiben pflegten — haben sich jetzt mit einer bemerkens-

werthen Einmüthigkeit jedes solchen Zeichens der Theilnahme enthalten.

„Es wäre in diesem Fall leere Zeitverschwendung gewesen — nicht zu reden von dem Mangel an Vertrauen gegen meine Frau, den es bewiese, hätte ich es versucht, durch ein Bekämpfen von Mercy's Schlußfolgerung die Sache niederzuschlagen. Ich konnte sie nur befriedigen, daß ich ihr zeigte, wie in mir auch nicht der Schatten einer Enttäuschung oder Kränkung über das Benehmen der Gesellschaft Raum fand. Auf diese Weise ist es mir bis zu einem gewissen Grade gelungen, meinen armen kleinen Liebling zu beruhigen. Allein die Wunde ist einmal geschlagen und wird gefühlt. Diese Wirkung kann man sich nicht verhehlen. Dieser muß ich kühn in's Auge schauen.

„So geringfügig dieser Vorfall auch an und für sich erscheint, hat er mich doch bereits zu einem Entschluß geführt. Wenn ich für meinen künftigen Lebenslauf einen Plan entwerfe, so will ich nunmehr nach meiner eigenen Ueberzeugung handeln — anstatt dem wohlgemeinten Rath jener Freunde, die mir noch geblieben, den Vorzug einzuräumen.

„Der unbedeutende Erfolg, den ich im Leben gehabt, ward mir nur durch die Kanzel zu Theil. Ich bin, wie

man sich ausdrückt, ein populärer Prediger, allein niemals habe ich in meinem geheimsten Innern eine übermäßige Freude wegen der Popularität meines Namens empfunden, noch eine besondere Meinung von den Mitteln gehabt, durch welche ich dazu gekommen bin. Zuerst halte ich nicht viel vom Werthe der Redekunst, als einer geistigen Befähigung. Es giebt keine zweite Kunst, bei der die Bedingungen des Erfolges so leicht erreichbar sind, und bei deren Ausübung so viel rein Oberflächliches gewohnheitsmäßig für etwas tief Durchdachtes gehalten wird. Dann wieder, wie arm ist sie in den Resultaten, die sie erzielt! Ich nehme meinen eigenen Fall. Wie oft zum Beispiel habe ich mit Leib und Seele gegen die frivole Extravaganz in der Kleidung der Frauen — gegen das Widerliche ihrer falschen Haare, ihrer Pülverchen und Schminken geeifert! Wie oft, um ein anderes Beispiel zu gebrauchen, habe ich die Käuflichkeit und materielle Richtung des jetzigen Zeitalters, die gewohnheitsmäßige Corruption und Unredlichkeit im Handel, wie sie sich bei Hoch und Nieder zeigt, an den Pranger gestellt. Was habe ich damit Gutes geschaffen? Ich habe eben Diejenigen entzückt, denen ich einen Verweis geben wollte. „Eine reizende Predigt! Beredter als je! Ich fürchtete sonst die Predigt

in der Kirche, — wissen Sie, jetzt sehe ich ihr fast sehnsüchtig entgegen.“ — Derart ist die Wirkung, die ich am Sonntag hervorbringe. Am Montag — da eilen die Frauen wieder in die Putzläden, um mehr als je Geld zu verschwenden; da gehen die Städter wieder ihren Geschäften nach, um dabei mehr als je Geld zu gewinnen — indeß mein Kaufmann in seinem Sonntagskleid meines Lobes voll, sich am Wochentage die Aermel aufstülpt und fröhlich, wie gewöhnlich, seinem Lieblingsprediger den Zucker verfälscht liefert!

„Ich habe es oft in vergangenen Jahren gefühlt, daß sich mit diesen hier angeführten Widerwärtigkeiten dem Verfolgen meiner Laufbahn Hindernisse entgegen stellten. Ich empfand dies voll Bitterkeit in jenem Augenblick, als ich auf das Amt eines Geistlichen verzichtete und auch jetzt wirken sie in hohem Grade bestimmend auf mich ein.

„Ich bin der leicht errungenen Erfolge auf der Kanzel überdrüssig. Die Thätigkeit unter den Unglücklichen von Green Anchor Fields flößte mir Achtung vor mir selbst, Liebe und Zuversicht in meinem Beruf ein. Aber ich kann und darf nicht dahin zurückkehren: ich habe jetzt kein Recht, mit meiner Gesundheit und meinem Leben zu spielen. Es bleibt mir keine Wahl,

als mein Predigeramt wieder aufzunehmen, oder England zu verlassen. Inmitten eines ursprünglichen Volkes, wo es keine Städte giebt — im fernen, fruchtbaren Westen des großen amerikanischen Festlandes — könnte ich mit meiner Frau glücklich leben und meinen Nebenmenschen Gutes thun; in unseren Bedürfnissen durch das bescheidene, kleine Einkommen gedeckt, welches hier für mich keinen Werth hat. So male ich mir ein Leben voll Liebe, Frieden und Glück, mit Pflichten und Beschäftigungen, die eines Christen würdig sind. Was dagegen liegt vor mir, wenn ich dem Rathe meiner Freunde folge und hier bleibe? Eine Thätigkeit, deren ich überdrüssig bin, weil ich schon lange aufgehört, sie zu achten; kleinliche Bosheit, die in der Person meiner Frau mich angreift und sie kränkt und demüthigt, wohin sie sich wenden mag. Hätte ich blos an mich zu denken, so böte ich auch der ärgsten Bosheit Trotz. Aber ich muß an Mercy denken — Mercy, die mir theurer ist, als mein eigenes Leben! Die armen Frauen, sie leben nur in der Meinung Anderer. Das Eine Beispiel hat mich bereits gelehrt, was meine Frau in der Nähe meiner Freunde zu leiden hätte — der Himmel verzeihe, wenn ich dieses Wort mißbrauchen muß? Soll ich sie vorsätzlich neuen Kränkungen aussetzen? — und dies

um einer Laufbahn willen, deren Lohn ich längst nicht mehr schätze? Nein! Wir wollen Beide glücklich — wir wollen Beide frei sein! Gott ist gnädig, die Natur freundlich, die Liebe wahr, in der neuen, wie in der alten Welt. So wollen wir fort — nach der Neuen!"

Dritter Auszug.

„Kaum weiß ich, ob ich Recht oder Unrecht gethan habe. Ich erwähnte gestern gegen Lady Janet des kühlen Empfanges, der mir bei meiner Rückkehr nach London zu Theil wurde und, daß meine Frau dies schmerzlich empfunden habe.

„Meine Tante sieht ihre Sache von ihrem eigenen Gesichtspunkt und nimmt sie dem entsprechend leicht. Sie haben nie ein Verständniß für die Gesellschaft gehabt, Julian, und werden es nie bekommen, sprach die Lady. Die armen dummen Menschen wissen einfach nicht, was sie thun sollen. Sie warten nur darauf, daß Ihnen Jemand Vornehmerer sagt, ob sie Ihre Heirat anerkennen sollen oder nicht. Mit kurzen Worten, sie warten darauf, daß ich ihnen den Weg zeige. Betrachten Sie es als geschehen. Ich will ihnen den Weg zeigen.

„Ich dachte, meine Tante spräche im Scherz. Das

heutige Ereigniß hat mir bewiesen, daß sie fürchterlichen Ernst daraus macht. Lady Janet hat für eines ihrer großen Ballfeste in Mablethorpe-House die Einladungen ergehen lassen; und sie hat veranlaßt, daß überall als der Grund der Festlichkeit die Feier der Vermählung von Mr. und Mrs. Julian Gray genannt werde!

„Ich lehnte es zuerst ab, dabei zu erscheinen. Jedoch zu meinem Erstaunen stellt sich Mercy auf die Seite meiner Tante. Sie erinnert mich daran, daß wir Beide Lady Janet soviel Dank schuldig sind, und so hat sie mich überredet, meinen Sinn zu ändern. Wir gehen zu dem Ballfest — auf ausdrücklichen Wunsch meiner Frau!

„Den Grund hiefür suche ich darin, daß das arme Kind noch immer von der Furcht verfolgt wird, meine Heirat habe mir in der allgemeinen Achtung geschadet. Sie will Alles erdulden, Alles wagen, Alles glauben, um von diesem Einen quälenden Zweifel — vielleicht befreit zu werden. Lady Janet prophezeit einen gesellschaftlichen Triumph, und die Verzweiflung — nicht die Ueberzeugung — meiner Frau läßt sie daran glauben. Was mich betrifft, so bin ich auf den Ausgang vorbereitet; er wird sein, daß wir nach der neuen Welt, ziehen und dort in Wald und Prairie die Gesellschaft

in ihrer Kindheit aufsuchen. Ich will einstweilen im Stillen Alles zur Abreise bereiten und zur rechten Zeit — das heißt nach dem Ballfest — mit meinen Leistungen hervortreten."

Vierter Auszug.

„Ich habe den Mann gefunden, der mir meinen Zweck fördern hilft — ein ehemaliger Universitätsfreund, jetzt Theilnehmer einer Schiffsgesellschaft, welche viel mit Auswanderern zu thun hat.

„Eines ihrer Fahrzeuge segelt in vierzehn Tagen aus dem Londoner Hafen ab nach Amerika und berührt Plymouth. Durch ein glückliches Zusammentreffen der Umstände findet das Ballfest bei Lady Janet auch in vierzehn Tagen statt. Ich sehe nun meinen Weg vor mir.

„Mit Hilfe der Güte meines Freundes habe ich Anstalt getroffen, daß, gegen eine geringe Anzahlung, eine Cabine für mich reservirt bleibt. Endet der Ball, — und ich glaube, er wird dies — mit neuen Kränkungen für Mercy — mich zu kränken, wird Niemand gelingen — so brauche ich blos zu telegraphiren, und wir holen das Schiff in Plymouth ein. Ich weiß, welche Wirkung haben wird, wenn ich mit dieser Nachricht hervortrete, allein mein Heilmittel dafür ist bereit. Die in vergangenen Jahren geschriebenen Blätter meines Tagebuches werden ihr deutlich zeigen, daß nicht s i e es ist

die mich England den Rücken kehren läßt. Sie wird sehen, daß sich darin mein Verlangen noch einer andern Thätigkeit, nach einem andern Schauplatz immer und immer wieder ausspricht, und zwar lange früher, ehe wir zum erstenmal einander begegneten."

Fünfter Auszug.

„Mercy's Ballkleid — ein Geschenk der gütigen Lady Janet — ist vollendet. Ich durfte das Kunstwerk sehen, als es zum erstenmale probirt wurde. Ich verstehe mich nicht im Geringsten auf den Werth von Seide und Spitzen, allein das Eine weiß ich — meine Frau wird die Schönste auf dem Balle sein.

„Noch am selben Tage sprach ich bei Lady Janet vor, um ihr zu danken und hatte dabei Gelegenheit, meine Kenntniß des wunderlichen, originellen Charakters meiner lieben, alten Tante um einen neuen Zug zu bereichern.

„Sie war eben im Begriff, einen Brief zu zerreißen, als ich zu ihr in das Zimmer trat. Bei meinem Anblick hielt sie inne und gab mir den Brief. Es war Mercy's Schrift. Lady Janet deutete auf eine Stelle auf letzten Seite. „Sagen Sie Ihrer Frau nebst meinen

Grüßen," sprach sie, „daß ich noch hartnäckiger bin als sie. Ich weigere mich auf das Entschiedenste zu, lesen, wie ich mich weigere, zu hören, sobald sie es versucht, auf den Einen Gegenstand zurückzukommen. Nun geben Sie mir den Brief wieder." Ich that es und sah, wie sie ihn vor meinen Augen in Stücke zerriß. Der Eine Gegenstand, dessen Erwähnung sie Mercy so streng verbietet, ist immer derselbe, daß sie sich nämlich für Grace Roseberry ausgegeben hat! Die Art und Weise, wie meine Frau darauf hinwies, hätte nicht natürlicher und zartfühlender sein können. Gleichviel. Das Lesen der ersten Zeile war genug. Lady Janet schloß die Augen und vernichtete den Brief — sie will leben und sterben, ohne die wahre Geschichte „Mercy Merrick's" zu kennen. Welche unlösbare Räthsel wir Menschen sind! Ist es deshalb wunderbar, daß wir uns immer mißverstehen?"

Sechster Auszug.

„Der Morgen nach dem Ball.

„Es ist geschehen und nun vorbei. Die Gesellschaft hat Lady Janet geschlagen. Mir fehlt Geduld und Zeit, um ausführlich darüber zu schreiben. Wir reisen mit dem Nachmittag-Schnellzug nach Plymouth ab.

Wir kamen etwas spät auf den Ball. Die prächtigen Räume füllten sich rasch mit Gästen. Ich schritt an der Seite meiner Frau durch die Zimmer, als sie meine Aufmerksamkeit einem Umstand zuwandte, den ich bisher nicht bemerkt hatte. „Julian," sagte sie, „sieh Dir einmal die Damen an, ob Dir dabei nichts Befremdendes auffällt." Als ich um mich blickte, begann die Musik eben einen Walzer zu spielen. Ich beobachtete, daß nur wenige Personen an uns vorbei nach dem Tanzsaal gingen. Bald sah ich, daß unter den wenigen Tänzerinnen noch weniger jung waren. Endlich wurde es mir klar. Mit einigen Ausnahmen, und diese waren so selten, daß sie eben die Regel constituirten, fehlten die jungen Mädchen auf diesem Ball. Ich führte Mercy sofort zurück nach dem Empfangszimmer. Das Gesicht Lady Janet's verrieth, daß auch sie das Sonderbare dieser Erscheinung bemerkt hatte. Die Gäste kamen noch immer an. Herren mit ihren Frauen, mit ihren Müttern, ja Großmüttern wurden empfangen, — aber anstatt ihrer unverheirateten Töchter brachten sie mit der kühnsten erstaunlichsten Höflichkeit weitläufige Entschuldigungen vor. Ja! Auf diese Art waren die ehrsamen Damen der vornehmen Kreise der Gefahr aus dem Wege gegangen, die in Lady Janet's Hause

durch eine Begegnung mit Mr. und Mrs. Julian Gray für ihre Töchter entstehen konnte.

„Doch ich will Keinem Unrecht thun. Die Damen, welche anwesend waren, ließen es nicht an der schuldigen Achtung gegen ihre Wirthin fehlen. Sie thaten, was ihnen zukam, — nein, sie thaten vielleicht sogar zu viel.

„Ich hatte wirklich keinen rechten Begriff von der Rohheit und Härte, welche in neuerer Zeit in der Gesellschaft herrschend geworden sind, bis ich den Empfang sah, der meiner Frau bereitet wurde. Die Tage der Sprödigkeit und Vorurtheile sind vorbei. Ueberschwängliche Liebenswürdigkeit und überschwängliche Freisinnigkeit sind die zwei Pole, um welche die heutige Generation sich bewegt. Zu sehen, wie die Frauen in freisinniger Weise das Unglück meiner Frau vergessen, wie die Männer voll liebenswürdiger Beflissenheit ihren Frauen dazu noch höheren Muth einflößen wollen — zu hören, wie dieselben Redensarten in jedem Zimmer wiederholt werden: ich freue mich außerordentlich, Ihre Bekanntschaft zu machen, Mrs. Gray; ich bin der verehrten Lady Janet sehr verpflichtet, daß sie mir diese Gelegenheit verschaffte — Julian, alter Knabe, welche Schönheit haben Sie da erobert! Ich beneide Sie darum; auf Ehre, ich beneide Sie! — diese Worte des Will-

komms, noch gesteigert durch zudringliches Hände-schütteln, ja manchmal sogar durch Küssen meiner Frau, und dann umher zu blicken unter diesen selben Menschen, von denen unter dreißigen nicht Einer seine unverheiratete Tochter mit auf den Ball genommen hatte, das war wahrhaftig, in einem schlechtern Lichte konnte sich die heutige Civilisation nicht zeigen. Mögen Enttäuschungen uns auch in der neuen Welt erwarten, — ein so verächtliches Schauspiel, wie wir es diesen Abend auf dem Ball bei meiner Tante gesehen, kann uns unmöglich wieder vor die Augen treten.

„Lady Janet bekundete ihr besseres Gefühl gegenüber dem Benehmen ihrer Gäste dadurch, daß sie diese ganz sich selbst überließ; die Gäste ihrerseits fühlten deshalb aber noch keine Veranlassung, das Fest zu verlassen, sondern sprachen der Tafel recht herzhaft zu. Sie Alle wußten aus Erfahrung, daß es in Mablethorpe-House nicht schlecht zu essen und zu trinken gab. So leerten sie Schüsseln und Flaschen bis auf den letzten Rest.

„Mercy und ich hatten, ehe wir fortgingen, in den oberen Räumen des Hauses eine Unterredung mit Lady Janet. Ich hielt es für nothwendig, meinen Entschluß, England zu verlassen, offen mitzutheilen. Die Scene, welche hierauf folgte, war so peinlich, daß es mir noch

nicht möglich ist, sie hier zu schildern. Meine Frau ist mit dem Gedanken an unsere Abreise ausgesöhnt; und Lady Janet begleitet uns nach Plymouth — dies ist das Resultat. Ich fühle mich unbeschreiblich erleichtert, seitdem die Sache abgemacht ist. Und nur Einen Schmerz soll ich von Englands Küste mitfortnehmen, — den Schmerz über die Trennung von der theuern warmfühlenden Lady Janet. In ihrem Alter ist dies eine Trennung für's Leben.

So reißen denn die Verbindungen ab, welche mich an mein Heimatland knüpften. Mit Mercy, mir zur Seite, gehe ich der unsichern Zukunft entgegen, im sicheren Bewußtsein, daß das Glück bei mir ist, wohin ich mich auch wenden mag. Fünfhundert solcher Abenteurer, wie wir selbst sind, treffen auf dem Auswandererschiff mit uns zusammen, sie wandern aus, weil das Vaterland keine Arbeit und keine Heimstätte für sie hat. Ihr Herren vom statistischen Bureau, fügt zur Zahl der verfehlten Existenzen, welche England im Jahre des Herrn achtzehnhundert und einundsiebzig hervorgebracht hat, noch zwei hiezu — Julian Gray und Mercy Merrick."

Ende.

Inhalts-Verzeichniß.

II. Mablethorpe-House.

(Fortsetzung.)

Nachschrift:

Druck v. Hirschfeld in Wien.

A. Hartleben's Verlag in Wien, Pest und Leipzig.

20
36
25
72

93f

Collins, Wilkie

Die neue Magdalena Roman

Bd.: 3. Band

Wien ; Pest ; Leipzig 1873